

# blaugrau

21 Schreibversuche in subjektivierender  
Stadterzählung und eine begleitende  
Theoriearbeit

Masterthesis

von

Franziska Esther Meierhofer

Zürcher Hochschule der Künste  
Master Art Education Kulturpublizistik  
Mentor Praxis und Theorie: Basil Rogger

Herbstsemester 2018/19



# Factsheet

Diese Arbeit untersucht die Mittel einer subjektzentrierten und subjektivierenden Stadterzählung und inwieweit diese mit der Bewegung durch den Stadtraum zusammenhängt. Grundannahme ist, dass es eine innere Stadtlandschaft gibt, die in einem steten Erfindungsprozess begriffen ist, der sich aus der Wechselwirkung von Subjekt, Raum, Alltag und Gesellschaft speist.

Im Theorieteil dieser Arbeit werden subjektzentrierte Stadterzählungen von fünf Autoren aus unterschiedlichen Disziplinen hermeneutisch analysiert und verglichen. Anschliessend wird unter Zugriff auf einen aktuellen Ansatz aus der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung über die Option einer komplementären, künstlerisch-subjektivierenden Erzählmethode nachgedacht. Ziel der Auseinandersetzung ist, ein tieferes Verständnis sowie eine Art Instrumentarium für eine subjektzentrierte Stadterzählung zu generieren.

Der Praxisteil ist ein experimenteller Anwendungsversuch, der auf den theoretischen Überlegungen fusst. Die Autorin bedient sich der eigenen Vorstellungskraft, um ihre innere Stadtlandschaft von Zürich erzählend zu vermitteln. Entstanden sind 21 subjektivierende Kurzgeschichten, die sich jeweils um eine andere Skulptur im öffentlichen Raum der Stadt entspinnen und auf ortsgebundenen Beobachtungen oder Projektionen beruhen. Versuchsweise reflektieren die Texte das Zusammenspiel von innerer und äusserer sowie von individueller und kollektiver Stadterfahrung.

# Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichere ich, dass ich die vorliegende Masterthesis selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe, alle Ausführungen, die anderen Schriften wörtlich oder sinngemäss entnommen wurden, kenntlich gemacht sind und die Arbeit in gleicher oder ähnlicher Fassung noch nicht Bestandteil einer Studien- oder Prüfungsleistung war.

Ich habe vom § 16 der ASO Kenntnis genommen.

14.12.2018

Datum:

A handwritten signature in black ink, consisting of a large, stylized initial 'P' followed by several loops and a final flourish.

Unterschrift:

# Inhalt

Überblick .....	1
Danke .....	5
Praxisarbeit: blaugrau – 21 Schreibversuche in subjektivierender Stadterzählung .....	6
Theoriearbeit: Fünf subjektzentrierte Formen der Stadterzählung im Vergleich .....	52
1. Einleitung .....	53
2. Gehen und Ergründen: Robert Ezra Park und die Chicago School of Sociology ...	57
3. Gehen und Beobachten: Siegfried Kracauer und die Flanerie .....	61
4. Gehen und Spielen: Guy Debord und Lucius Burckhardt .....	66
5. Gehen und Äussern: Michel de Certeau und die Kunst des Handelns .....	71
6. Vergleich und Erkenntnis .....	74
7. Gehen und Erfinden .....	78
8. Schluss .....	82
9. Literaturverzeichnis .....	85
Fazit .....	88
Anhang .....	90
Forschungstagebuch .....	90
Textanalyse .....	94
Prüfungstexte .....	109

# Überblick

Die vorliegende Abschlussarbeit im Master Kulturpublizistik beinhaltet eine Sammlung von 21 experimentellen Schreibversuchen sowie einen begleitenden kulturwissenschaftlichen Theorieteil. Sowohl Praxis wie auch Theorie sind an der Frage interessiert, wie die subjektive Wahrnehmung und Erfahrung von Stadt und Stadtraum schreibend vermittelt werden kann, ohne im Zuge dessen soziale Phänomene und Prozesse zu vernachlässigen. Oder knapper: wie "Stadt" zugleich subjektnah und gesellschaftsorientiert erzählt werden kann. Die Autorin, die sich in ihrer Bachelorarbeit in Sozial- und Kulturanthropologie mit der Bedeutung des (gebauten) Stadtraums für das soziale Leben beschäftigte, intendiert für die vorliegende Arbeit, das sinnstiftende Subjekt in den Fokus zu rücken. Theorie- und Praxisteil verwenden andere Strategien, um sich diesem gemeinsamen Ziel anzunähern. Gleichwohl bildet die Denkbewegung der Theoriearbeit Fundament und Rahmung für die Sammlung von Praxisversuchen.

## Theoriearbeit: Fünf subjektzentrierte Formen der Stadterzählung im Vergleich

### Ziele und Fragen

Die Theoriearbeit hat zum Ziel, ein vertieftes Verständnis sowie eine Art Instrumentarium oder methodisches Repertoire aus der subjektzentrierten Stadterzählung zu generieren. Zu diesem Zweck werden fünf westeuropäische Zugänge der Stadterzählung aus den letzten hundert Jahren explorativ untersucht und vergleichend besprochen. Sie entstammen unterschiedlichen Disziplinen und Zeitperioden, die jedoch teilweise überlappen. Befragt werden die Mittel und Möglichkeiten einer subjektzentrierten Stadterzählung und deren Korrelation mit der Bewegung durch den urbanen Raum.

## Erläuterung und Begründung der Methode

Zunächst werden fünf subjektzentrierte Zugänge der Stadterzählung kontextualisiert und mittels einer hermeneutischen Textanalyse explorativ untersucht. Hermeneutisch, insofern als die Analyse einen interpretativen Umgang mit den Texten darstellt. Explorativ, insofern als relevante Analyseebenen erst im Laufe der Textinterpretation zu Tage treten. Die aus den Analysen gewonnenen Erkenntnisse werden vergleichend zusammengeführt und bilden die theoretische Basis für eine praxisorientierte Diskussion. Aus der Untersuchung resultieren im Idealfall ein tieferes Verständnis und eine Art Instrumentarium der subjektzentrierten Stadterzählung aus verschiedenen Disziplinen sowie Erkenntnisse über deren Zusammenhang mit der Bewegung durch den Raum. Darauf aufbauend und abrundend wird in Kapitel 7 (*Gehen und Erfinden*) ein aktueller Ansatz aus der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung skizziert und für den Vorschlag einer komplementären, künstlerisch-subjektivierenden Erzählmethode in Erwägung gezogen. Die im Zuge dieses Vorschlags vorgebrachten Ideen, finden im Praxisteil dieser Abschlussarbeit erste experimentelle Anwendungsversuche.

## Autorenwahl und Eingrenzung des Feldes

Die ausgewählten Autoren sind fünf Sozialforscher, Journalisten, Künstler, Aktivisten und Kulturtheoretiker, die im Laufe der letzten hundert Jahre eine Form von subjektzentrierter Stadterzählung kultiviert haben. Ihr gemeinsamer Nenner liegt daher in einer tendenziell induktiven Herangehensweise. Zudem vereint sie ein Hang zur Transdisziplinarität. Motiviert scheinen sie alle von einem Interesse am Wechselspiel zwischen Individuum, Raum und Gesellschaft gewesen zu sein. Sie bewegten sich in nordamerikanischen und mitteleuropäischen Städten – in Chicago, Heidelberg, Frankfurt, Berlin, Paris, Cannes, Marseille, Basel, Zürich, Ulm, Kassel und New York. Ebendiese Bewegung durch den Stadtraum spielte bei ihnen allen eine prominente Rolle und nährte ihre (Denk-)Praxis.

# Praxisarbeit: blaugrau – 21 Schreibversuche in subjektivierender Stadterzählung

## Ziele und Fragen

Noch stärker als die Theorie, aber auf deren Fundament, ist der Praxisteil dieser Abschlussarbeit bewegt vom Bild einer inneren Stadtlandschaft. Das Bild ist einer Passage aus Italo Calvinos Prosawerk *Die unsichtbaren Städte* (1972) geschuldet, in welcher der Protagonist Marco Polo offenbart, dass seine Reiseberichte über 55 Städte alle auf einem inneren Bild Venedigs, seiner Heimatstadt, beruhen. Mit dem Gedankenbild einer inneren Stadtlandschaft geht eine Schärfverlagerung in die Innenwelt des Subjekts einher. Es wird angenommen, dass die Innenwelt immer – bewusst oder unbewusst – in die Erzählung der Aussenwelt einfließt und umgekehrt. Das Zusammenspiel von innerem und äusserem sowie von individuellem und kollektivem Erleben möchte von den Praxistexten im Sinne eines Experiments und angewandt auf die Stadt Zürich reflektiert werden.

## Erläuterung und Begründung der Methode

Um die innere Stadtlandschaft der Autorin an konkreten Orten festzumachen, dreht sich jeder der 21 Schreibversuche um eine jeweils andere Skulptur im öffentlichen oder halböffentlichen Raum Zürichs. Die Wahl der Skulpturen erfolgte (1) entlang starker mit einzelnen Skulpturen verbundenen persönlichen Erinnerungen oder Projektionen der Autorin, (2) entlang alltäglicher Bewegungsroutinen der Autorin respektive der Koinzidenz dieser Routinen mit dem Standort der Skulpturen und (3) entlang der Absicht so viele Gegenden der Innenstadt wie möglich "abzudecken". Die Skulpturen bilden also die Ankerpunkte der Geschichten, von denen sie fragend umkreist oder "allwissend" durchdrungen werden. Zusammen werden die einzelnen Schreibversuche zu einer widersprüchlichen Gesamterzählung, die sich gerade in dieser Widersprüchlichkeit der urbanen Beweglichkeit, Pluralität und Gleichzeitigkeit anzunähern probiert.

## Erläuterung zu Form und Anspruch

Entstanden sind 21 Schreibversuche in subjektivierender Stadterzählung. Sie möchten als prozessorientiertes *work in progress* verstanden werden, welches in erster Linie das Experimentieren mit einer komplementären Erzählmethode im Hinblick auf die subjektzentrierte Stadterfahrung und -vermittlung zum Ziel hatte. Ausgehend von ihrem Grundinteresse am Wechselspiel zwischen Dokumentation und Fiktionalisierung, zwischen "Tatsache" und Einbildung, wie auch zwischen Subjekt, Raum, Alltag und Gesellschaft, hat die Autorin den Praxisteil dieser Abschlussarbeit als Labor genutzt, um mit einer unkonventionellen Erzählform zu hantieren. Die entstandenen Geschichten beanspruchen nicht, den im Theorieteil vorgebrachten Vorschlag einer "künstlerisch-subjektivierenden Stadterzählung" einzulösen, sondern repräsentieren erste Laborproben in Richtung dieses Vorschlages.

## Klärung des Stadtbegriffs

"Die Stadt" wird in dieser Arbeit häufig erwähnt. Aber in einer Zeit fortgeschrittener Urbanisierung, da alles Stadt geworden, stadtwerdend oder zumindest stadtorientiert ist, fragt sich, ob man den Begriff der Stadt überhaupt noch verwenden kann, ohne einer überholten Stadt-Land-Dichotomie zu verfallen. Diese Arbeit geht das Risiko unter dem Einwand ein, dass das Urbane hier als Lebensweise und die Stadt als vielgestaltiger, beweglicher und unabgeschlossener Raum begriffen wird. Einher geht die Auffassung, dass nicht nur die Städte den menschlichen Alltag formen, sondern dass dieser seinerseits die Städte formt.

# Danke

Basil Rogger,  
der mich gelassen dazu brachte, mehr als das Mindeste zu tun.  
Ruedi Widmer,  
ohne dessen Enthusiasmus ich nie Kulturpublizistik studiert hätte.  
Michelle Akanji,  
deren Komplizenschaft mich mehrmals davon abhielt, aufzugeben.  
Stephan Meierhofer,  
den man ruhig als den besten aller Brüder bezeichnen darf.  
Angelina Greeff,  
die mir Tag und Nacht ein Leuchtturm ist.  
Regina Meierhofer,  
die mich stets ans Wesentliche erinnert.  
Hans-Peter Meierhofer,  
auf den man restlos zählen kann.  
Ana Rangel,  
die nur so sprüht vor Poesie.  
Cyrill Oberholzer,  
mit dem sich gut spazieren lässt.  
Elza Czarnowski,  
die Elza Czarnowski ist.  
Frantz Czarnowski,  
der kürzlich eins wurde.  
Joel Schoch,  
der versuchte, mich vom Pathos zu heilen.  
Katherine Patiño Miranda,  
die mir riet, diese Arbeit wie den Abwasch zu erledigen.  
Bijas Vegetarian Restaurant,  
das mir zu essen gab.  
Dominik Wolfinger,  
einfach so,  
und  
Italo Calvino, mit dem ich gern einmal durch Venedig flaniert wäre.

# **Praxisarbeit**

blaugrau – 21

Schreibversuche in  
subjektivierender  
Stadterzählung

# 1

Neulich auf dem Heubeerweg, kurz nach dem Tigergehege. Ein Haufen mit Fangnetzen ausgerüstete Zoowärter und ein paar Schaulustige umringen zwei Tannen und warten. Die Szene scheint sich schon länger zuzutragen. Einige Wärter scherzen miteinander, andere rauchen still, die meisten haben den Kopf in den Nacken gelegt und spähen offenen Mundes in die Höhe. Sie tragen Wanderschuhe und Faserpelze. An einer der Tannen lehnt eine Leiter und im Geäst hängen zwei Gestalten, die mit Stäben unbeholfen gegen die Nachbaranne fechten. Auf den ersten Blick könnte man meinen, dem Zoo seien zwei Affen ab. Auf den zweiten erkennt man, dass es Artgenossen sind. *Was isch Ihne devo?*, fragt eine Spaziergängerin. Der Wärter, der am nächsten steht, überlegt und grinst: *En Giraff*. Leicht entrüstet darüber, dass er sie hochnimmt, richtet die Spaziergängerin den Blick wieder nach oben. Darf er es nicht sagen? Würde der Zoo sonst tags darauf von den Gratiszeitungen verrissen? Doch dann setzt der Wärter erneut zum Reden an und sagt: *Nei, dänk... Es isch en chliine Panda*. Aber sie hat das Vertrauen in seine Auskünfte bereits verloren. Ganz oben im Baum lässt sich mit viel Fantasie ein Figürchen erkennen. Sicher keine Giraffe, aber ein junger Panda vielleicht schon. Ein weiterer Spaziergänger nähert sich und erkundigt sich in sonorem Britisch: *What have they lost?* Achselzucken. *A panda, they say. But I'm not sure it's true*. Der hochgewachsene Herr wendet sich ebenfalls dem Wärter zu: *What have you lost?* Und der: *A little panda*. Burglind, der Orkan von gestern, habe so gewütet, dass ein gebrochener Ast ins Gehege geragt und der Panda kurzerhand entkommen sei. Das muss sich mal einer vorstellen: Zeitlebens meinst du dein Gehege sei die Welt – weisst gar nicht, was es anderes sein soll als das Leben an sich. Dieser Baumstamm, dieser Bambus, dieses Glas und die Visagen dahinter scheinen alles zu umfassen, was es gibt. Dann stürmt es eines Tages wie verrückt und du denkst schon halb jetzt sei's vorbei. Erst recht, weil du klein bist und den Lothar nicht miterlebt hast. Und dann erwachst du im Morgengrauen und siehst, dass sich wie aus Zauberhand ein Ast in deine Welt geneigt und eine Brücke in eine andere gebildet hat. Ein Portal. Und weil du ein eher neugieriger Panda bist und dich schon einige Male gefragt hast, ob

das nun alles sei, was das Leben so zu bieten hat, erklimmst du in einem tollkühnen Manöver das Holz und wagst dich, unbemerkt von deiner abwechslungsweise schlafenden und fressenden Familie, auf unerforschtes Terrain. Und wenn dich die gefühlt 42 Zoowärter mit ihren lächerlichen Schmetterlingsnetzen nicht einfangen, dann trollst du dich über den Heubereiweg bis zum Waldrand und bewunderst beim Hotel Zürichberg erst einmal die Aussicht. Staunst und schaut die sanften Hügel und den blauen Wald an, der sich bis zu den ersten Häuserzeilen ergießt, siehst die Kamine und die Kirchtürme und lässt deinen Blick über die ganze schmucke Stadt bis zur Albiskette und zurück zum Seebecken gleiten, wo die Schiffe den Winter abwarten und das Wasser milchig den Himmel spiegelt. Du kannst kaum fassen, dass es das, was dort in der Ferne funkelt – riesige, felsgewordene Wolkentürme, nämlich die Alpen – schon immer und ohne dein Wissen gegeben haben soll. Und dir fällt ein, dass dir kein einziges deiner Familienmitglieder glauben würde, wenn du umkehren und ihnen davon erzählen würdest. Und bevor du mit einiger Melancholie in dieser Einsicht versinkst, wirst du aufgeschreckt von einem Dalmatiner mit einem blutroten, handgefertigten Velourslederhalsband aus Florenz. Er schlägt an und tut, als wärst du sowas wie ein Alien und zwar ein äusserst jagenswertes. Ohne lange zu fackeln, hechtest du davon, so schnell wie kleine Pandas eben hechten können, und zwängst dich durch einen Zaun hindurch, hinein in einen Park. Keuchend rennst du um dein junges Leben, bis du zu einer beschaulichen Ecke gelangst, wo ein Kirschbaum und eine Bronzeskulptur stehen. Die Skulptur stellt einen Herrn dar, auf den du hochkletterst, nur für den Fall, dass dir der Dalmatiner doch noch hinterher mag. Der Herr in Bronze, der dir da so unverhofft Zuflucht bietet, heisst James Joyce und dient dem Kirschbaum seit siebenundsiebzig Jahren als Humus. Schwer zu sagen, worin mehr von ihm steckt – im Baum oder der Statue. Er sitzt bequem, die Beine überschlagen, Denkerpose. Die Brille ist ihm nach unten gerutscht, fast bis zum Nasenspitz. Ein Lächeln umspielt seine Lippen. Er liest und raucht. Sieht beinahe aus, als wäre er gerade erst des Weges gekommen und hätte sich, von der Ruhe des Ortes ange-  
tan, in seine Lektüre vertieft. Wie du dich dort ein wenig ausruhst und überlegst, ob das mit der Brücke ins Unbekannte nicht eine denkbar schlechte Idee war, wird deiner Familie das Frühstück stark verspätet durch die Futterklappe geschoben und bei der Urania trifft ein aufge-

brachter Anruf aus der Zooverwaltung ein, was zu unverzüglichem Ausrücken eines Kastenwagens mit Blaulicht führt (bemannt mit drei Drohnen, fünf Armeehunden und acht Gesetzeshütern in Robocops). In Windeseile werden sämtliche Strassen um den Zoo abgesperrt und in ganz Zürich vom Albisgütli bis zum Tiefenbrunnen und von dort bis nach Oerlikon erklingt die körnige Durchsage: *Bip. Geschätzte Fahrgäste. Der Tramverkehr der Linie Sechs ist zwischen Zoo und Kirche Fluntern bis auf Weiteres eingestellt. Grund dafür ist ein entflohenes Zootier. Die Linie Sechs verkehrt nur auf der Strecke Bahnhofplatz bis Kirche Fluntern. Wir bitten Sie um Verständnis. Bip.* Auch die Presse lässt nicht lange auf sich warten. Das SRF schickt einen Helikopter. Unterdessen steht Zoodirektor Doktor Rübel im Entrée seiner weitläufigen Eigentumswohnung und bindet sich hastig die Krawatte. In einem Zustand höchster Ekstase hetzen bereits mehrere Biologielehrer ihre Klassen durch den Wald und auch die Pfadi entsendet einen herzig uniformierten Suchtrupp, der WWF wittert die Chance einer Blitzkampagne und autonome Tierschützer initiieren einen Shitstorm. Spontan kündigt das ETH-Forschungsinstitut für Robotics & Intelligent Systems ein Inputreferat über die Bedeutung tierischer Hirnvorgänge bei der Anpassung an veränderte Ökosysteme für die Weiterentwicklung von künstlicher Intelligenz an. Einzig James Joyce bleibt entspannt und während du die Sirenen heulen hörst, weisst du nicht, ob du zurück ins Gehege, vorwärts ins Gewühl oder noch ein Weilchen bei den Toten warten sollst.

## 2

Über die Seebahnkolonie hinweg fliegen zwei Rotmilane auf das Lochergut zu. Dort schwingen sie sich bis ins 25. Stockwerk hoch, wo eine Frau in bunten Latzhosen gerade zum ersten Mal an diesem Morgen ihre Caffettiera zuschraubt, auf den Herd stellt und dann einen Anruf aus Sidney beantwortet. Es geht um irgendeine Ausstellung. Währenddessen schlüpft unten im Hof eine riesige Wespe aus einer Schale und schüttelt den Tau ab. Seit Kurzem liegt Frühling in der Luft. Der Blumenladen neben dem Coop verkauft bereits Pfirsichblüten und auch bis die Sakura blühen geht es nicht mehr lange. Wenn es soweit ist und im Erismannhof über Nacht die Knospen platzen,

sieht er für ein paar Tage aus wie das Set eines japanischen Schwertkampffilms. Der evolutionäre Sinn von Wespen erschliesst sich einem ja nicht auf Anhieb. Bienen, gut. Das kann man verstehen. Bienen arbeiten, produzieren, nützen etwas. Darum züchten in Zürich immer mehr urbane Gärten urbane Bienen und bieten urbanen Honig feil. *Das isch doch öpis. Das hät doch Hand und Fuess.* Das zeugt doch vom Jungunternehmergeist, der Zürich schon vor Jahren ergriffen und nicht mehr losgelassen hat, und von der Entschlossenheit, eine smarte Stadt zu sein. *Aber was bringed eim scho Wäschpi? Wäschpi stäched. Wäschpi störed. Wäschpi frässed eim de Cheesecake wäg.* Wie der Frühling, fragen die Wespen nicht, ob sie erwünscht sind. Sie kommen einfach und dann sind sie da. Die vom Lochergut ist eben erst ans Licht gekrochen und bereits im Abflug begriffen. Sie glänzt dunkel wie der Morgen, der grau ist und saftig. Es nieselt. Wie viele Menschen sind wohl zu Hause, wie viele duschen, wie viele erreichen gerade jetzt den Höhepunkt und wie viele haben ihre Caffettiera auf dem Herd stehen in diesen sechs zu einem verschmolzenen Türmen, die wie Treppenstufen 62 Meter in die Höhe führen und dort oben mit der Hardau, der Swiss Mill, dem Primetower und dem Migros-Hochhaus konkurrieren. Stumme Titane im Stadtbild, die einander ebenbürtig gegenüberstehen und alle ein anderes Zürich erzählen. Als man das Lochergut in den 60er-Jahren mit einem grossen Hauruck erbaute, hätte man sicher gelacht, wäre prophezeit worden, dass man den Ort in wenigen Jahrzehnten augenzwinkernd als Neu-Bellevue bezeichnen werde. Dass Heerscharen von eleganten Figuren aus den Seegemeinden eigens in die S-Bahn und dann in den Zweier oder den Dreier steigen und anfahren werden, nur, um eine japanische Nudelsuppe mit Meeralgen und karamellisierten Auberginen oder ein Pistaziengelato mit Granatapfelkernen zu goutieren. Bloss, um über den Idaplatz zu schlendern und ein bisschen den eigentümlichen Charme einzusatmen, der das Quartier durchströmt. Nein, damals brauchte es einfach bezahlbaren Wohnraum. Seither ist alles anders geworden. Nur noch der Plattenbau und seine gammelige Fassade erzählen von der einstigen Dringlichkeit. Zwar macht das Ararat keine Anstalten, sein ausgefranstes Interieur zu überdenken, und auch das Meyer's zeigt sich nur lustlos daran interessiert, dem Hype nachzugeben. Und doch stellt Letzteres seit Neuem einen DJ neben die Bar, legt Servietten unter die Gläser und ermahnt die alten Stammgäste, ihre Räu-

bergeschichten bitte etwas gedämpfter zum Besten zu geben, weil doch noch andere Kunden im Raum seien. Aber rundherum, an jeder Ecke, unter jeder Strassenbank, eröffnen Concept Stores, Cocktailbars und Delikatessensläden ihre Tore, um selbst ein Stück der fetten Torte, eine Tatze Honig aus dem Bienenstock abzukriegen. Auf der Achse von Bullinger- und Idaplatz gilt das Eine oder das Andere: man vergnügt sich oder wird vergnügt. Jetzt am Morgen ist es noch ruhig. Im Bonheur und im Piazza beugen sich ein paar gutaussehende Mittdreissiger über ihre Laptops. Die einen besprechen ihren neuen Webaufttritt, ihren neuen Film, ihr neues Album, ihr nächstes Projekt. Die andern knabbern gedankenverloren an einem Pain au Chocolat und warten auf den nächsten kreativen Schub. In den Küchen wird das Tagesmenü vorbereitet. Baba Ganoush, Lachsforelle und zum Dessert filetierte Blutorangen an Fasnachtskuchen – die sind gerade Aktion im Laden. Der Innenhof des Locherguts ist immer noch so still, dass man meinen könnte, die 346 Wohnungen stünden leer. Als wäre das Gebäude ein von der Zeit verschluckt und wieder ausgespucktes Geisterhaus. Heute früh zeugen hier nur die Birken, die ersten Pollen und das entfernte Rattern des Trams vom Leben. Und irgendwie auch diese Wespe, die sich so wenig um den Nektar schert.

### 3

Vom Neumarkt her hinauf zur Uni. Der Frühjahrsflieder ist schon fast verblüht. Es ist schwül, aber bewölkt. Die Strasse herunter strömen Scharen junger Menschen. In der Mensa gibt es noch Mittagessen und die Terrassenplätze sind alle besetzt. Wie üblich sind die Hörnli mit Gehacktem und Apfelmus am begehrtesten. Es ist zwanzig nach Vier, aber hier oben scheint es mehrere Uhrzeiten zu geben. Man weiss nicht, ob die Leute kommen oder gehen, ob sie spasseshalber oder für eine Zwischenprüfung da sind. Man weiss nicht, wer was studiert, wer schon ewig hier herumhängt, wer sich unangemeldet in Vorlesungen zu schleichen pflegt und wer sich gerade erst hat immatrikulieren lassen. Es ist ein einziges Geläuf. Der Shuttlebus trifft ein und die Aussteigenden spült es aufs Gelände, wo sie mit dem Rest verschmelzen. Inmitten von all dem eine Szene aus Stein: Pallas Athene führt ein gewaltiges Pferd, auf dem ein nackter Reiter sitzt, in

die Weite der Stadt. Geleitet von Weisheit und Wissen, getragen von der Universität werden hier also ahnungslose Menschen ein zweites Mal zur Welt gebracht. Der Reiter hat sich auf den Ritt begeben, weil seine Eltern meinten, es mache Sinn, nach der Matur und bei seinen guten Noten direkt zur Universität zu gehen. Es mache Sinn, Jus zu studieren. Es mache auch Sinn, dass im ersten Jahr so viele durchfallen, und es sei normal, dass der Eine oder Andere einen Nervenzusammenbruch erleide. Man wisse ja: was einen nicht umbringt... Es sei verständlich, dass die Professoren nicht Zeit haben, auf Einzelne einzugehen. Schon früher sei man an der Uni halt meist auf sich allein gestellt gewesen. Jedenfalls in den richtigen Disziplinen. Es sei im Übrigen besser, wenn er vom Germanistikstudium absehe, *das isch doch brotlos* – wie überhaupt alle Geisteswissenschaften, ganz zu schweigen von diesen lausigen Orchideenfächern, die parasitären Auswüchsen gleich die Akademie überwuchern – es gäbe *bigoscht* Wichtigeres als *Der grüne Heinrich*. Er könne schliesslich auch in seiner Freizeit lesen, also ehrlich. *Guet gäll, immerno besser als Theater oder so öpis chogs, mit däre Schnapsidee bisch ja au mal cho – aber gopf musch ja ämal uf eigete Bei stah, oder! Wänn nöd Jus, miinetwäge, dänn machsch Informatik. Das kombiniersch aber dänn am beschtä grad mit Mandarin. Mach eifach sicher nüt ohni Statistik. Statistik isch sA und sO. Und Excel musch dänn druf haa, junge Maa. Susch bisch schlicht und eifach verlore hützutags. Da trännt sich dänn de Sproi vom Weize, wirsches schono gseh. Ja hoffetli au isch es sträng. DUni isch doch kän Spaziergang. Weisch, die isch dezue da, eim echli abzhärte – öpis won ihr Junge au bitternötig händ, wänn mich frägsch, jetzt wo sich all vorem Militär trucked. Das bitzli Drill tuet doch au guet. Müend doch vorbereitet sii uf das, wo oi eso erwartet später.* Zu Füssen der Athene haben sich zwei Politikstudentinnen niedergelassen. Die Eine hat das Haar straff mit rotem Samtgummi zu einem Pferdeschwanz gebunden, der sich vom Scheitel aus springbrunnengleich aufbäumt. Sie erklärt, warum sie sich mit der politischen Ökonomie der Primarschulbildung auseinandersetzen will. Es sei ihr wichtig, dass man bessere Lösungen entwickle, damit die Kinder – *oisi Chind*, sagt sie – auf dem globalen Markt mithalten können. Weil so, wie es derzeit aussehe, *hinkemer eifach mega hinedrii und verlüüred langsam aber sicher de Abschluss*. Als sie das sagt, zieht sie die Augenbrauen hoch und mit ihnen bewegt sich der Haaransatz und

mit dem Haaransatz der Pferdeschwanz nach hinten, so dass sich ihr spitzes Gesicht in das eines Aliens verwandelt. In diesem Moment kommt ein charismatischer Glatzkopf die Treppe hochgehüpft. Lässig streckt er ihnen einen Flyer vor die Nase. Nachhaltigkeitswoche. Er plane einen Workshop in Urban Gardening auf der Polyterrasse, wo man lerne seine eigenen Kartoffeln anzupflanzen. Ausserdem gebe es eine vegane Slow-Food-Tavolata. Als Vorbereitung würden alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer ihr eigenes Geschirr töpfen – natürlich auch, um auf den Plastikverbrauch aufmerksam zu machen. Man koche basisch, weil die Ozeane übersäuert seien. Für die Tavolata müsse man sich allerdings bitte voranmelden. Ob ihr im Übrigen bewusst sei, dass dieses Röhrl in ihrem Eiskaffee möglicherweise in nicht allzu ferner Zukunft im Meer lande und einer bedrohten Galapagos-Schildkröte das Nasenloch verstopfe, woran dieses faszinierende Tier dann entweder an Ort und Stelle kläglich erstickte oder aber unter Qualen eingefangen und notoperiert werden müsse. Er wolle ihr zudem ans Herz legen, an der Blutspendeaktion teilzunehmen – obwohl... vielleicht sei sie auch zu dünn dafür, das müsste man noch abklären – und unbedingt auch die Konzernverantwortungsinitiative zu unterstützen. Sie könne hier mit diesem Formular gleich die Fahne inklusive Aufhängevorrichtung bestellen. *Wer, wänn nöd mir, söll die transnationale Unternehme, wo dSchwiiz mit ihrne Stüürgälder riich bhaltet, dezue bewege, ihri sozial Verantwortig ändlich wahrzneh und nöd nur profitmotivierts Greenwashing zbetriibe?* Inzwischen hat das Aliengesicht die Farbe der Eiswürfel im Becher angenommen. Mit zuckrigem Lächeln bedankt sie sich, nimmt das Papier wie ein totes Insekt zwischen Daumen und Zeigefinger und legt es neben sich auf die Mauer. Der Glatzkopf entdeckt eine Bekannte und rauscht ab. Athene – das sieht man nicht – ist eigentlich nicht eine, sondern viele. Sie führt das Pferd, das eigentlich nicht eines, sondern viele ist, in alle erdenklichen Himmelsrichtungen, alle vorstellbaren Welten, in alle Abgründe und auf alle Gipfel. Im Körper dieses Wesens tummeln sich die nobelsten Ambitionen und die merkwürdigsten Ideale. *Da muemer als Riiter dänn amis halt chli sälber luege.*

# 4

Am Himmel braut sich ein Unwetter zusammen und auf den Sechseläutenplatz irrt eine, von der man nicht weiss, ob sie nach etwas sucht oder vor etwas flieht. Es ist Klio. Mit der Hand schirmt sie sich die Augen ab und den Oberkörper hat sie nach vorn geneigt, so als kämen die Beine nicht ganz hinterher. Heisst er überhaupt noch so, der Sechseläutenplatz? Seit die Platten verlegt und das Parkhaus gebaut worden sind, seit man die archäologischen Funde gemacht, den Brunnen à la Bern und die Stühle à la New York installiert hat, ist unklar, ob der Sechseläutenplatz noch immer der Sechseläutenplatz ist. Man weiss auch kaum noch, wie er vorher ausgesehen hat. Aber weil das Sechseläuten selber ein Fall für die Archäologie ist, scheint es nur der natürliche Lauf der Dinge zu sein, dass sein angestammter Platz allmählich von anderen Erdschichten überlagert wird. Männer voller Schnaps auf Pferden voller Tranquilizer werden von Frauen voller Kollagen beklatscht. Gewöhnlichen Kindern, die auch gerne einmal als Rokodame beklatscht werden würden, versucht man auf die Nachfrage hin peinlich berührt zu erklären, dass halt nur die einen mitlaufen dürfen, die von den Zünften, und die anderen halt nicht. Aber genau dieses Gespräches wegen gibt es den Kinderumzug. Dort können alle zwischen fünf und fünfzehn mitmarschieren, die so unbequeme Wünsche hegen. Den Sechzehnjährigen ist es dann ja meistens recht egal. Auch Klio ist es recht egal. Für sie bedeutet das Sechseläuten seit heute nicht mal mehr ein freier Tag, weil sie gerade ihr Büro an der Falkenstrasse räumen musste. Die Zeitung fand, es habe irgendwie keinen Platz mehr für sie in der Redaktion. Etwas mit dem Zeitgeist. Man hat sich bedankt und sie mit einer Abfindung sehr höflich und sehr zügig verabschiedet. Jetzt ist sie draussen, *isch sie duss*. Quasi frei. Hat es ihr doch eh gestunken, immer die gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Zu sehen, wie ihr renommiertes Blatt immer tendenziöser wurde und mehr und mehr der politischen Orthodoxie verfiel. Zu kuschen und die Themensetzung dem ideologischen Wind in der Chefredaktion anzupassen. *Nei, dankä*. Dafür hat sie keine Nerven mehr. Aber bei der anderen grossen Zeitung anzuklopfen, kommt für Klio nicht in Frage. Dort windet dann dafür der Markt und zwar so, dass man gar nicht mehr begreift, was der Laden alles verkauft. Un-

gefähr wie bei Tchibo, wo man sich gleichzeitig einen Milchschaumer, einen Minus-Vierzig-Grad-Isolier-Schlafsack, ein modisches Schlauchboot und ein Eau de Toilette, das nach dem Amazonas riechen soll, zutun kann. Plötzlich kommt sich Klio furchtbar naiv vor in dem Glauben, es gäbe noch sowas wie eine vierte Macht. Ein Teil von ihr hat die Nase gestrichen voll und Lust, zunächst für ein paar Tage wie ein konsternierter Seestern am Nabelstein des Stadtbads zu kleben, anschliessend einen Steinmetzkurs in Bologna zu besuchen und dann entweder ins Kloster oder in die Gastronomie zu gehen. Ein anderer Teil will sich auf keinen Fall geschlagen geben. Wegrennen und den Hardlinern kampfflos das Feld überlassen, *säb wär ja no schöner, säb wär ja glacht!* Anfang Zwanzig hat sie das Lizenziat in Geschichte und dann die Journalistenschule mit Bestnoten abgeschlossen. Dann war sie für Jahrzehnte im Geschäft. *Hät sich ufekrampfet.* Geregelte Arbeitszeiten waren ihr schon immer eher gleich, Ferien ebenso. Immer besser wurde sie. Wurde bekannt für ihren nüchternen, pointierten und eigenständigen Stil. Deswegen hat man sie damals genommen. Und deswegen hat man sie heute mit einer Flasche Rotwein und einem Strauss lampiger Chrysanthemen lobend aus der Tür gewedelt. *Adieu, adieu, merci! De Badge chönd Sie dänn grad dune ade Reception lah, wäred Sie so guet. Und, Klio, Ihri erschklassig Arbet isch immer gschätzt worde, das wüssed Sie hoffentlich, gälled Sie.* Hinter Klio prangt die Oper gleissend hell vor dem sich verdunkelnden Aprilhimmel. *Der Kunst eine Stätte – Den Musen ein Heim*, steht an der Fassade. Klio hat es immer genossen als Redaktionsmitglied zur Premiere geladen zu sein. Aber an diesem Nachmittag kommt ihr selbst das wie eine Farce vor. Heute scheint ihr, das Opernhaus sei lediglich aus dünner Pappe und könnte schon vom nächsten Gewitter, das gerade über das Limmattal einrollt, wie ein altes Nastuch hochgewirbelt und zerfetzt werden. Sie wundert sich, ob man im Sortiment von Tchibo eventuell auch Journalisten findet und ob man auch die Musen ersetzt, wenn sie gerade nicht zum Zeitgeist passen. Trotz des Donnergrollens herrscht amüsiertes Wirrwarr auf dem Platz. Der Stein ist noch warm vom Vormittag. Man flaniert, skatet, lacht und flirtet. Und jenseits der Strasse kräuselt sich der grüne See. Von Klio nimmt niemand Notiz.

# 5

Wie heisst der Platz vor dem Certo eigentlich? Der zwischen Stauffacher und Bahnhof Selnau; da, wo der Arbeiter steht? Dieser Muskelprotz – *weisch nöd welle?* Beine wie Stahl, den breiten Oberkörper leicht gewunden, die Arme über sich verschränkt – oder gefesselt? Der Platz ist einer von denen, die man übersieht. Höchstens bremst man sommers kurz, um sich die Handgelenke am Brunnen zu kühlen. Auch den Arbeiter übersieht man. Natürlich. Als Dienstleisterin pflegt Zürich die Industrie zu vergessen. Der Arbeiter scheint nichts, gar nichts, mit ihr zu tun zu haben. Selbst wenn es ohne ihn kein einziges Smartphone, kein MacBook und kein Elektroauto gäbe, wirkt er fast wie ein Relikt. Doch der Arbeiter ist nur aus den Augen, nicht aus der Zeit. Er arbeitet dreizehn Stunden täglich in einer Kobalt-Mine im Kongo. Er verdient 250 Franken im Monat, hat keinen Zugang zu medizinischer Grundversorgung, setzt seine Haut und seine Lunge toxischen Substanzen aus und ist in einem befristeten Vertrag angestellt, so dass es zu riskant ist, der Gewerkschaft beizutreten und für bessere Konditionen zu kämpfen. Das letzte Mal, als die kongolesischen Arbeitnehmer von der Multinationalen mit Sitz im Nachbarkanton eine Lohnerhöhung forderten, hat man ihnen durch den örtlichen Personalchef ausrichten lassen, dass es keinen Franken – *pas un seul* – mehr geben werde und dass man doch einmal das Thema wechseln solle, *s'il vous plaît*. Die Firma habe schliesslich sowieso kaum Gewinn gemacht während ihrer zehnjährigen Abbautätigkeit vor Ort. Jawohl. Als die Arbeiter darauf mit Ausstand drohten, liessen die staatlichen Behörden kurzerhand ein Streikverbot verlauten. Aber in Zürich sieht man von solchen Angelegenheiten meist nur schemenhafte Abbilder wie diesen Bodybuilder aus Stein und glaubt, sie hätten mehr mit der Vergangenheit als mit der Gegenwart zu tun. Vielleicht ist man sogar stolz im ehemaligen Arbeiterquartier zu wohnen – *das hät ebe Gschicht da, weisch, da händ ebe amis die italienische Kommuniste zNacht gässe und bis am Morge debattiert*. Und heute? Manchmal liest man was, hört man was, geht am Ersten Mai an irgendeinen Vortrag und regt sich ein bisschen auf. Und dann verblasst bald wieder, was man so gelesen und so gehört hat, was einen wie ein kurzes Fieber so bestürzte. Im Kasheme ist später eben noch ein Set von Night-

mares on Wax, das Airbnb-Penthouse im Athener Anarchistenviertel wollte man auch noch buchen und überhaupt müsste man im Grunde in die Bibliothek, um die Thesis zu schreiben anstatt hier rumzuhängen und einen auf politisch zu machen. *Das hani scho unterschribe, merci.* Der Arbeiter bleibt namenlos an Ort und Stelle, bleibt Stein und demonstriert die Kraft, die man von ihm erwartet. Stark sollen immer die Anderen sein. Besonders die unsichtbaren Anderen. Diejenigen, die iPhones löten, Kohle abbauen, Zuckerrohr schneiden, Versatzteile schweissen, Coltan schürfen und es zu Tantal verarbeiten. *Irgendöper muesses ja mache.* Ja, irgendjemand muss für den Komfort von irgendjemand anderem aufkommen. Am Ersten Mai dröhnt der Kreis Vier. Das Kasernenareal ist von einem feuchtfröhlichen Treiben erfasst. Zwischen Podiumsdiskussionen, Grillbrutzeln und Reggae flattern lauter rote Fahnen. Wer Techno will, geht besser auf die Bäcki. Und vom Stauffacher bis zu den Seebahngleisen, vom Löwenplatz bis zur Langstrasse hält die Polizei einen Phantomkrawall in Schach. Dafür hat sie eigens den neuen Wasserwerfer herausgeputzt und prominent platziert. Stattlich strahlt er in der Frühlingssonne. Vom Umzug am Morgen zeugen nur noch ein paar Tags an ein paar Schaufenstern, an ein paar Tramstationen. *Tutte siamo antifasciste. Tutte siamo femministe.* Parolen wie Gebete, wie Mantren, die die Realitäten beschwören. Der Erste Mai in Zürich ist eine Art von Trost. Eine Oase. Vielleicht sogar ein Trugbild. Man macht ja was, engagiert sich doch, vereint Kultur und Politik. Raver und Aktivistinnen stopfen sich Schulter an Schulter mit palästinensischen Falafeln, baskischen Churros und kurdischen Gözleme voll. Und allein schon das gesellige Essen erweckt das Gefühl, man trage etwas bei zur internationalen Solidarität. Man lädt sich gegenseitig ein. Stellt sich gemeinsam vor die Bühne und wippt. Ein Fest. Es nennt sich ja auch so. Erster Mai will gefeiert werden, obschon niemand so recht weiss, was es denn da zu feiern gibt und worauf man anstossen soll. Aber feiern kann man schliesslich auch als Statement und trösten tut's ja trotzdem. Um Zwölf ist Schluss wegen der Nachtruhe, aber eine kleine Gruppe macht weiter. Wie Planeten bewegen sich die letzten Tänzer um eine Musikanlage auf Rädern. Man teilt ihnen mit, dass sie im Falle polizeilichen Einschreitens ab sofort selber schauen müssen. Es regnet und würde man nicht tanzen, wäre es zu kalt im Pulli. Noch fünf Polizisten und ein Schäfer wachen statuengleich vor der Kaserne. Die Tänzer drehen den Bass

noch etwas auf. Nichts geschieht. Als die St.-Jakobs-Kirche eins schlägt, macht jemand die Musik aus und alle gehen heim.

## 6

Es ist ein schlichter Nachmittag im Frühsommer. Der Bahnhof hallt. Nie lässt sich sein diffuser Lärm ganz zuordnen. Er scheint zugleich von überall und nirgends herzurühren. In der Luft liegen vertraute Anonymität und Aufbruch. Bei Nordsee gibt es Fisch und Fritten, im Federal Bretzel und Bier. Man sucht sich am Gruppentreffpunkt zwischen roten Nelken und Billetten. Hier ein Pulk von Teenies auf dem Weg ins Dynamo, da ein Vereinsausflug, dort ein vielversprechendes Tinder-Date. Alternativ trifft man sich unter der blauen Angela. *Ach, Angela!* Sie ist eine füllige Engelsgestalt, die in seltsamer Pose, seltsamen Kleidern und seltsamen Farben die Menschen empfängt. Weil sie aussieht, als hätte sie früher mal im Dübendorfer Café Hotz gehangen, eckt Angela manchmal an. Die Zeit von Schrittzähler-Gadgets, Flatrate-Fitness und portablen Glutentestern kann schlecht verstehen, warum gerade sie den Hauptbahnhof ziert. Passt das zu jenem Ort, an dem Zürichs Besucher ihre ersten Eindrücke von der sportlichen Metropolis gewinnen? Wo sie baff auf dem Perron stehen bleiben und hingerissen das Funkeln der Maisonnette im Deckengewölbe bewundern? Zu jenem Ort, den sie feierlich durchschreiten, bevor sie auf die Bahnhofstrasse treten und, begleitet vom Plätschern des Escherbrunnens, beschützt von der milde wachenden Helvetia, ins glamouröse Treiben tauchen? Aber wem es passt oder nicht, die blaue Angela hängt erhaben da und fliegt. Ungerührt von allem Mokieren, allem Nörgeln und Jammern, das sich rund um ihre Pose, ihre Kleider, ihre Farben erregt. Sie lässt sich nicht beirren durch das Kichern und das Zweifeln, ob sie diesen prominenten Platz verdiene, ob sie nicht eine Art Fehlgriff, ein gewisser Witz, vielleicht sogar eine Schande sei. Stattdessen fühlt sie mit, wenn sie beobachtet, wie angestrengt die Leute einander zu gefallen versuchen. Wenn sie sieht, wie viel Krampf darin steckt, trainiert, rasiert und begehrenswert zu bleiben. In dieser Jahreszeit ist es besonders akut, weil alle merken, dass sie in drei Wochen noch vierzehn Kilo abnehmen müssen, um das zu erreichen, was gemeinhin als Bikinifigur bezeichnet wird. Aber

die blaue Angela hält es da ganz nach dem Motto: *Häsch en Bikini? Häsch ä Figur? Dänn häsch ä Bikinifigur*. Und genau aus diesem Grund, braucht es sie dort oben. Angela ist die Galionsfigur der Gelassenheit, die Zürich vor dem Überernst bewahrt. *Etz nämeds all mal easy*, scheint sie zu sagen. Aber dass man ihr dafür dankbar sein müsste, wissen die Wenigsten und hetzen ahnungslos vorüber. Immer wollen alle was. Immer muss es besser werden. Bald sieht der alte Shopville aus wie die Mailänder Galleria Vittorio Emmanuele II. Die Sihl, die es früher etwas siffig unter dem Bahnhof hindurch schwemmte, erfährt gerade ein Re-Design zum Biotop für seltene Fisch- und Pflanzenarten. Das Landesmuseum, das stets so tat, als wäre es aus dem Mittelalter, hat einen raumschiffartigen Anbau erhalten. Die Europaallee räkelt sich wie ein zahmer King Kong, geschniegelt und gestriegelt, zwischen Bahnhof und Langstrasse. Und das Globusprovisorium lässt man nur deshalb zähneknirschend stehen, weil die zuständigen Expertinnen sagen, es rahme den renovierten Hauptbahnhof. *Mä müend attraktiv bliibe, müend mit dä Ziit gah, müend sPotenzial usschöpfe, müend ufwertä, müend ois doch vorzue optimiere*. Und alles singt: *Optimiere, optimiere, optimiiiiiere!* Sollte man sich jedoch je erdreisten, auch noch die blaue Angela zu stürzen und mit einer Optimierten zu ersetzen, wäre die vom Aussterben bedrohte Selbstironie der Limmatstadt endgültig dem Tod geweiht.

## 7

Man muss die Luft anhalten, wenn man mit dem Velo von der Hardau zur Duttweilerbrücke fährt. Im Sommer stinkt der Schlachthof ganz besonders. Manchmal hört man die Tiere sogar rufen und rumoren. Aber röche man sie nicht, liessen sich die erstaunten Laute des Entsetzens, die aus den Rinderrachen dringen, leicht im Verkehr überhören. Selten ein Tag, an dem einem der Gestank nach Tod, Blut und Scheisse nicht wenigstens ein bisschen auf die Sommerlaune schlägt. Wer Pech hat, muss zu allem Übel an der roten Ampel halten. Dort wartend wundert man sich manchmal, warum der Schlachthof ausge-rechnet neben dem Freiluftstadion steht – dem Letzigrund, das oft dermassen dampft wegen eines FCZ-Spiels oder zittert wegen eines Coldplay-Konzerts, dass man es noch oben in der Waid kesseln hören

kann. Man fragt sich, ob es Chris Martin vielleicht auch gerochen hat, als er auf der Bühne stand, und ob der Lärm die Tiere nicht noch mehr verstört. Wenigstens die betäubten, die frisch gestochenen und die ausblutend nebeneinander hängenden Körper wird er kalt lassen. Kaum hat man es auf die Brücke hoch geschafft, verpuffen die olfaktorische Nahtoderfahrung und all die düsteren Bilder wieder. Himmel, dieses Panorama! Zur Rechten der schneidige Primetower, die Umrisse der Altstadt und die Alpen. Zur Linken das Gleismeer, das in die Ferne führt. Dann wird man ganz versöhnlich, tritt beschwingt in das Pedal und fragt sich, ob man es später noch in die Badi schafft. Man saust vorbei an jener sonderbaren Stahltür, die aussieht, als führe sie ins Nichts, doch noch bevor man einen gescheiterten Gedanken dazu fassen kann, geht es bergab über den heissen Beton, unter dem Fly-Over hindurch, über den gerade ein Güterzug rauscht, und dem Toni Areal entgegen. Am Fuss der Brücke gilt Konzentration und zeitiges Bremsen, um nicht auf die Kreuzung und unter den nächsten Laster zu schlittern. Fünf Ampeln müssen passiert werden. Wer sich beeilt, schafft die ersten vier auf einen Streich. Bei der Fünften braucht man sich nur noch auf das Tram zu achten, dann hat man es geschafft. Reges Treiben vor dem Toni. Im Bistro wird diskutiert, auf der Treppe geraucht. Ein paar Knöpfe auf dem Trottinett, südkoreanische Austauschstudierende mit Streichinstrumenten am Rücken, plaudernde Ballerinen, Fashion und natürlich der ältere Herr im Frack, der meinen muss, er sei Mozart. Noch einmal unter dem Fly-Over hindurch, vorbei an Fahrradparkplatz und Hotellounge, dann sieht man sie. Ihre praktische Kleidung blendet silbern in der Mittagssonne. Doch die Hitze lässt Frau Rösli kalt. Sie ist Beamtin des Departements für Stadtentwicklung, Bereich Raum und Gesellschaft, Abteilung Zürich West. Zu ihren Zuständigkeitsbereichen gehört die urbane Innovationsplanung und die gibt sie nur ungern aus der Hand. Zwar hat sie gelernt, dass man die Stadt auch partizipativ gestalten muss. Die Leute fragen, wie sie's gerne hätten und so weiter. Aber damit kann sich Frau Rösli mehr schlecht als recht arrangieren. Sie traut der Sache einfach nicht. Die Rede ist hier schliesslich von grossflächiger Prozessoptimierung, von der systematischen Entwicklung einer effizient integrierten, digitalisierten, hochintelligenten Stadt der Zukunft. *Stelled Sie sich ä Stadt vor, wo isch wie ihres Smartphone. E Stadt, wo für Sie dänkt.* Was wissen denn die Leute schon von den Anforderungen an die

Städte des 21. Jahrhunderts? Ginge es nach Frau Rösli, würde man alles nochmal neu machen von hier bis nach Winterthur. In ihrem Beutel stecken Projektskizzen, ein Huawei in Altrosa, eine AR-Brille, ein Päckchen Fisherman's Friend – extra scharf, eine Hobbydrohne und *La ville radieuse* von Le Corbusier. *Das isch etz äfach emal en Maa mit schampar guete Ideä gsi, findet sie. Schad, hätmeren nöd chli meh lah mache. Das isch öper gsi, wo nöd lange Prozäss gmacht hät mit diesem und jenem. Kä sones leidigs Durenand und Hinundher und söllemer oder söllemer nöd. Dä hät en Sinn gha fürs Zwäckmässige, wüssed Sie, mir gfallt das. Wänn jede sini Rolle erfüllt. Wänn alles zämespiilt. Wienes perfekt orchestrierts Räderwerk, wienä grossi Symphonie, wüssed sie. Eifach picobello. Me cha ja dLüt da scho chli go fräge und chli lah cho schwätze, miinetwäge, aber bisseguet, irgendwo hät alles sini Gränze. Chönt ja susch jede cho, oder.* Frau Rösli ist die Toleranz schon wichtig, sehr sogar... *Sie das isch ja alles schön und rächt. Aber, simer ehrlich, Experte bruchts trotzdem.* Als Weltstadt hat Zürich doch ein gewisses Image und Frau Rösli liegt dieses Image sehr am Herzen. Es gilt schliesslich sukzessive die lokale Lebensqualität aufzuwerten. *Da muemer halt gwüssi Abstrich mache.* Nach der Pensionierung möchte Frau Rösli unbedingt einmal nach Asien. Zuerst würde sie nach Singapur, dann nach Taipeh, Hong Kong, Shanghai und von dort dann zweifellos nach Seoul und Songdo. Oh, in Songdo liesse es sich leben! Solche Orte sind die Zukunft, *münd Sie wüsse.* Vielleicht würde Frau Rösli gleich für eine Weile bleiben. Sie pflegt schon ein paar sinnvolle Kontakte und könnte bei Bekannten schlafen.

## 8

Behäbig wacht er auf dem Turm. Er ist nicht einfach so da. Nicht aus freien Stücken. Er hat eine Pflicht zu erfüllen, ist verantwortlich für Ordnung und Sicherheit dieses Ortes, dieses Hafens, dieses Sees und dieser Stadt. Er schläft nicht. Frisst nicht. Trinkt nicht. Lässt sich durch nichts und niemanden aus der Fassung bringen. Sein ganzes Wesen, sein ganzes Dasein dient der akribischen Kontrolle. Man kennt und bewundert ihn, verlässt sich auf ihn, schaut zu ihm hoch. Sein Fell ist glatt. Die Mähne sitzt. Die rechte Tatze schützt das Wap-

pen und sein Körper strotzt nur so vor Kraft. Der Löwe vom Hafen Enge sorgt dafür, dass die Idylle idyllisch bleibt. Deckung geben ihm Versicherung und Rückversicherung. Unter sich hat er die Seepolizei. Er ist vollkommen unbestechlich. *Reglä sind Reglä*. Er registriert und leitet weiter, wenn jemand aus der Reihe tanzt. Bekanntschaft pflegt er lediglich zu zwei oder drei ortsansässigen Möwen, ansonsten ist er sozial ausgesprochen zurückhaltend und kühl im Umgang. Obwohl er für ihr Wohl zu sorgen hat, ist er auch Menschen gegenüber skeptisch. Besonders denen, die wochentags im Sommer mit nichts als einem Buch daherkommen und offenbar nichts Besseres zu tun haben, als auf der faulen Haut zu liegen. Auch die ganzen Glacélöfpler, Saunagänger, Badihöckler, Kayaksportler, Längenschwimmer, Clubrunderer und Standup-Paddler sind ihm verdächtig. *Müend die eigetli nöd schaffe?* Der Löwe hört alles, was in der Stadt geschieht. Er hört den Conference Call über die revidierten Branding-Massnahmen, der im vierten Stock von Swiss Life geführt wird. Er hört die Philharmonia proben. Er hört, wie im Sprüngli an der Bar die Spülmaschine geöffnet wird, der Dampf entweicht und wie die heissen Kaffeelöffel von emsigen Händen poliert und sortiert werden. Aber nicht nur wegen seines feinen Gehörs ist ihm jenes unselige Wochenende im August verhasst, wenn es massenweise Regelwidriger in seine aufgeräumte Stadt schwemmt, die Verstärker verkabelt werden und alle Gesetze, die ihm lieb und teuer sind, von hier bis zur Hardbrücke ausser Kraft treten. Schon der blosser Gedanke an die Streetparade strapaziert ihn. Obschon er eine Katze ist, hegt er eine Faszination für Wasser. Seine grösste und geheimste Liebe gilt der Fontäne, die jeden Tag von acht bis zehn für ihn Spektakel macht. Offenbaren würde er ihr diese Gefühle natürlich nie. Da hält er es wie die Samurai. Er ist schliesslich ein Löwe mit Prinzipien und seine Position lässt gewisse Kapriolen einfach nicht zu. Darum tut er für gewöhnlich so, als wäre ihm ganz gleichgültig, ob sie sprudelt oder nicht. Auch wenn er es nachts manchmal kaum aushält zu warten, bis es tagt und sie ihr Wasserspiel wieder aufnimmt. Niemand plätschert so schön, niemand ist so pünktlich wie sie. Niemand weiss sich mit solcher Gelassenheit in Szene zu setzen. Doch die Nächte sind lang, wenn man nicht schläft. Manchmal schlägt er die Zeit damit tot, den Mond anzustarren und Trost aus dessen Wanderung zu schöpfen. *Aber dä isch brutal langsam*. Eine bessere Strategie ist es, die Segelmäste im Hafen abzuzählen bis die

Kirchen die Stunde schlagen – und dann wieder von vorn. Der Löwe liebt Zahlen. Sie geben ihm gewissen Halt. Eigentlich ist er nämlich nicht von hier und – gerade in solchen Nächten – fühlt er sich schrecklich einsam. Mindestens so einsam wie der Mond. Noch immer ein Fremder inmitten der Stadt, die er hütet wie kein anderer. *It's lonely at the top*. Dann und wann überkommt ihn der Gedanke davonzulaufen. Wer würde es denn bemerken, wenn er eines Nachts den Hafen verliesse, den Berg hochtrabte und für immer im Sihlwald verschwände? Wer würde ihn denn vermissen, wenn er morgens plötzlich nicht mehr auf seinem Turm sässe? Er wundert sich, ob es ihn hier wirklich so braucht, wie er sich immer sagt. Ob man tatsächlich jedes Pedalo melden muss, das sich in der inneren Zone parallel zum Ufer bewegt, oder jede jugendliche Göre, die sich auf dem Wasserweg gratis in die Badi schleicht. Aber es wird immer wieder Morgen. Und wenn die Sonne über den Pfannenstiel kriecht und sein Steinfeld zu wärmen beginnt, wird ihm sofort wohler. Dann gefällt er sich bald wieder in seiner Rolle und hat den Eindruck, die Stadt gehöre ganz ihm. Man ist doch auf ihn angewiesen. Die Arbeit ruft. Gerührt blickt er dann auf den See hinaus, der wirkt wie nasses Gold, und jeden Morgen fallen ihm dabei neue Violett-, Grün- und Brauntöne auf, die er voller Sorgfalt in seiner Datenbank über die Farbnuancen des Wassers aufzeichnet. Allein von Blaugrau hat er schon 105 Facetten verbuchen können. Während am Stadelhofen die ersten Geschäftsleute aus der S-Bahn strömen, segeln um seinen Turm bereits die Möwen. Sie übertrumpfen sich in Flugmanövern, spreizen ihr flottes Gefieder, tauschen Updates über das aktuelle Fischverhalten und erste erfolgreiche Fänge aus und zwinkern ihm zu. Wenn dann auch noch punktgenau um acht die Fontäne aus ihren sechzehn Düsen emporschnellt, dann rieselt dem Löwen ein so behaglicher Schauer von der Nackenfalte bis in die Schwanzspitze, dass er gar nicht sicher ist, ob er tatsächlich je in Erwägung zog, dieser seiner heilen Welt den Rücken zu kehren.

## 9

Später Mittwochnachmittag im Juli. Die meisten Leute sind in der Badi, den Ferien oder im Geschäft. Am Boden des Zweiers, der durch das Seefeld zuckelt, liegt ein Schwert – ein Katana. Schwer zu sagen, ob

es aus Plastik ist oder aus Stahl. Ein paar Schritte entfernt wird diskutiert. Es miefte nach Alkohol. Die wenigen, die an der Waffe vorbeigehen, beäugen sie verstohlen. Ein Angestellter der VBZ bleibt lange stehen, schaut verdutzt und geht in Richtung Fahrerkabine davon. Wer eben erst zugestiegen ist, braucht einen Moment, um die Lage einzuschätzen. Der Besitzer des Schwertes ist einer der beiden Männer, die diskutieren. Erst nach ein paar Minuten merkt man, sie kennen sich nicht. Der Schwertbesitzer, ein drahtiger Typ mit rotem Haar und markanten Zügen, steht nahe vor dem anderen und stellt ihm eindringlich Fragen. Er wirkt aufgebracht und erhebt zunehmend die Stimme. Erst zeigt er ihm einen Zettel, dann ein Foto. Kommt ihm dabei noch näher. Sagt etwas wie: *Lueg, das da isch de Andi, das elände Arschloch*. Der andere schmunzelt, wirft einen halben Blick auf das Bild und macht ein anerkennendes Geräusch. Obwohl der Unbekannte ununterbrochen und immer gereizter auf ihn einredet, scheint er sichtlich bemüht, die Ruhe zu bewahren. *Lueg etz, lueg mal da – das isch er. Kännsch dä, hä? Kännsch de tumm Siech?* Der Rothaarige wedelt mit der Fotografie vor seiner Nase herum – sichtlich empört. *Nei, ich känn de Ma nöd. No nie gseh. Ich weiss nöd, wer das isch*, erwidert er und lacht gezwungen auf. Die anderen Leute im Tram beobachten die Szene. Eine Frau nähert sich und fragt, an den Bedrängten gerichtet, ob alles in Ordnung sei. Der, etwas hastig und wie um sie zu beruhigen, sagt: *Jaja, scho guet, käs Problem*. Die Aufmerksamkeit scheint ihm unangenehm, und er sieht aus wie einer, der die Dinge gerne selber regelt. Sie lächelt höflich und steigt an der Höschgasse aus. Unterdessen setzt der andere seinen Monolog fort, tigert einige Male auf und ab, knurrt und ereifert sich. Bei der Kreuzstrasse, betreten zwei Polizisten den Wagen, gehen umgehend auf den Schwertbesitzer zu und fordern ihn auf, mit ihnen auszusteigen. Draussen auf dem Trottoir wartet breitbeinig ein dritter. Er trägt eine Sonnenbrille aus den 90ern und hat die Hände vor dem Schritt verschränkt. Ein Anflug von Protest, doch schon nach Kurzem gehorcht der Empörte. Als er sich ächzend bückt, um das Schwert aufzuheben, kommt ihm einer der Beamten zuvor und sagt sachlich: *Lönd Sie nur, säb nimm dänn ich*. Als sie draussen sind, schliessen sich die Türen und im Zweier wird es wieder still. Ein paar Häse drehen sich zurück, um noch einen Blick auf die Verhaftung zu erhaschen, und der gerade noch drangsalierte Passagier schaut konzentriert auf seine Schuhe,

holt ein Taschentuch hervor und trocknet sich die Stirn. Der Rest tut, als wäre nichts, und auch die Tramchauffeuse geht kommentarlos ihrem Job nach. Beim Opernhaus leert und füllt sich das Tram und die wenigen Zeugen dieser denkwürdigen Szene verstreut es in alle Richtungen. Im Schiller bestellt man Kir Royal. Im Schaufenster des Orell Füssli wird der neue Roman von Elena Ferrante beworben. Im Corso besorgt man Tickets für den Abend und beim Globus wird Wurzelbrot mit sardellengefüllten Oliven aus den Balearen verkauft. Das Vicafé produziert einen Flat White nach dem anderen und beim Vorderen Sternen braten seit Jahrzehnten die Würste. Über dem Coop lässt sich jemand gerade eine elektrische Zahnbürste andrehen. *Dä Priis? Hundertnünenünzg Franke, aber wüssed Sie, die händ Sie dänn defür sganz Läbe und sie chönd uswähle zwüsched drü Farbe: Wännnd Sie wiiss, schwarz oder rosa? – Rosa.* Im Nebenraum ist jemand anderes, der nie Floss benutzt, wehrlos den Händen der Dentalhygienikerin ausgeliefert und kämpft mit den Tränen, während sie sich mit einem vibrierenden Widerhaken Wege durch sein Zahnfleisch bahnt und von ihren Ferien auf Sansibar berichtet. Die Tramglocke schreit wie am Spiess, weil aufgedrehte Sommershopper achtlos übers Bellevue hühnern. Auf der Seestrasse stockt der Verkehr. Die Abgase bleiben dunstig in der Hitze hängen und nicht wenige der verschwitzten Autofahrer sehen aus, als durchlebten sie gerade eine Gewaltfantasie. Überall liegt schon der *Blick am Abend*. Die Schlagzeile betrifft einen tragischen Vorfall von gestern, wo einer am helllichten Tag direkt vor der UBS an der Europaallee zuerst seine Geliebte und dann sich selbst erschoss. Der See glitzert grell und ist überfüllt mit Schiffen: kreuz und quer Dutzende von Pedalos, Nussschalen, Motorbooten, und mittendrin, einem Eisbrecher gleich, die Panta Rhei. Auf der Quaibrücke weisen Radfahrer Touristen zurecht, die auf ihrem Fahrstreifen stehen. Die protzigen Wagen an der Ampel fahren an mit zu viel Gas und der Bass ihrer Stereoanlagen presst ein nervöses Wummern in die Luft. Rechts nach der Brücke sieht man den Stier. Wäre er nicht ausgebremst von der Gestalt zu seiner Linken, die sich dafür mit ganzem Gewicht in den Strick legt, würde er womöglich wie von der Tarantel gestochen über die Strasse stürmen und sich in den See stürzen. Oder schlimmer noch: er ginge blindlings auf die Leute los, auf die Autos, die Hunde, die Schwäne und die Seifenblasen. Oder würde er etwa durch das Weinschiff jagen und die ganze gediegene

Expovina Flasche um Flasche verwüsten? Aber der Stier vom Bürkliplatz ist am Strick und ausserdem aus Stein. Er ist nicht irgendein Stier. Er ist das Wutreservoir der Wasserstadt. Er ist alles Angestaute, all das, was die Limmat nicht wegzuwaschen vermag. Er ist jede gescheiterte Firmenfusion, jede nie eingetroffene Beförderung, jede unerwiderte Zuneigung, jede Habgier, jede Rachsucht und jedes flüchtige Gefühl, irgendwie zu kurz zu kommen. Er ist auch jedes hyperaktive Schulkind, das wieder und wieder zum Stillsitzen ermahnt wird, und jeder Kellner, der Tag für Tag die Minderwertigkeitskomplexe seiner Kunden ausbadet. Der Stier speichert den gesamten Frust von hier bis Baden und wäre er vom Strick, wär' Zürich eine andere. Aber da ist ja noch die Gestalt zu seiner Linken. Apollo verantwortet die Zornkontrolle. Er ist die Besonnenheit, die Mässigung, die Rücksichtnahme in Person. Er versteht den Stier und dessen Schmerz, aber loslassen darf er ihn nicht. Nur an Tagen, an denen das Tier besonders zieht, lockert er seinen Griff, um der geplagten Kreatur ein wenig Luft zu verschaffen, doch für gewöhnlich hält er sie so eng gezügelt wie es geht. Die Aufgabe macht ihm manchmal zu schaffen, besonders wenn er sich dem Stier so nahe fühlt, als wäre er nur sein Alter Ego. In solchen Momenten und vor allem, wenn ihm langweilig wird vom vielen Anstand, würde Apollo am liebsten ganz nachgeben, nur um zu sehen, was geschähe. Vielleicht wäre es gar nicht so schlimm, denkt er sich, und wundert sich, ob das Problem vielleicht gar nicht am Stier, sondern am Strick liegt. Vielleicht würde das Tier zunächst ein bisschen toben und ein paar Autos demolieren, ginge dann aber bald Blüten Grasen und Flanieren. Er fragt sich, ob er, Apoll, Gott der Höflichkeit, vielleicht mit daran schuld sei, dass der Stier so viel Druck erleide. Aber solche Gedanken muss er stets wieder verwerfen. Bloss nichts riskieren, bloss nicht zu viel Mitleid haben mit dieser unberechenbaren Bestie. Umso fester und gewissenhafter umschliessen seine Fäuste dann den Strick. Der Zweier ist inzwischen in den Kreis Vier vorgedrungen. Kurz vor dem Albisriederplatz wird er mitten auf der Fahrstrecke zum Halt genötigt. Eine Wand von Menschen schiebt sich die Hardbrücke hinunter und der Badenerstrasse entlang zum Letzigrund. Einige sind schwarz verummmt, andere grinsen und in ihrem geschlossenen Gang liegt etwas Bedrohliches. Eine unheimliche Eintracht umhüllt sie. Eintracht über einen geteilten Feind, eine gemeinsame Zielscheibe für ihre Wut. Ein paar Böller ent-

*zünden sich und pfeifen schnurgerade in die Luft. Bip. Geschätzte Fahrgäste. Die Strecke zwischen Albisriederplatz und Farbhof ist für den Trambetrieb der Linie Zwei in beiden Richtungen gesperrt. Grund dafür sind Fussballfans in der Badenerstrasse. Zwischen Albisriederplatz und Farbhof sind Busse im Einsatz. Wir danken für Ihr Verständnis. Bip.*

## 10

Die Bäckeranlage dient dem Kreis Vier als ausgelagerte Stube. Besonders samstags im Sommer, wenn alle aus ihren Löchern kriechen. Dann lohnt es sich, schon morgens unter das Dach des alten Ahornbaums zu liegen. Verweilt man dort ein bisschen, kann man nach und nach das ganze Quartier vorbeikommen sehen. Oft liegt da schon der eine oder andere und schnarcht. Man weiss nicht recht, ob es Leute sind, die eben mal Pause machen von einem mehrtägigen Ausgang oder solche, die sich die Notschlafstelle sparen wollten. So oder so hätten sie sicher etwas zu erzählen. Bald erscheinen die ersten Ausläufer einer thailändischen Bekanntschaft, die unverzüglich den Aufbau einer Küche starten. Meistens sind sie es, die als Erste den Grill anwerfen und die Wiese schon um diese Zeit in eine beachtliche Rauchwolke tauchen. Es kann vorkommen, dass man vor lauter Schwaden kaum noch die Buchstaben seines Tagimags erkennt und Mühe hat, seine Espadrilles zu finden, um mal eben zur Toilette zu schlurfen. Rund um die improvisierte Küche trudeln weitere Vertraute mit Kühltaschen und Klappstühlen ein. Kinder und ihre Grossmütter ziehen gemächliche Kreise um den innersten Kern der Wolke. Diese vermischt sich bald mit jener des Quartiervereins, der auch bereits den Aussengrill montiert. Die erste Front von jungen Eltern bestellt Schalen, Wähen und Babyccinos. Das Menü wird mit Kreide auf Tafeln gekratzelt. Gewappnet mit Velo, Tschäppi, Zeitung und Sonnencreme, marschieren Paare, Gruppen und Einzelgänger auf. Zunächst verteilen sie sich unter den Bäumen, dann in der Sonne, nicht näher als zweieinhalb Meter von der nächsten Picknickdecke entfernt. Die Familien richten sich um die Festbänke und den Spielplatz des Quartiervereins, um das Klettergerüst hinter dem Ahorn und um den flachen Betonbrunnen ein, der ab dem späten Vormittag seine

eigentliche Funktion als Planschbecken wahrnimmt und allmählich warm wird vom vielen Pipi. Die Frischverliebten finden sich verschlungen unter Birken, Ahorn und Buche, denn im Schatten lässt sich besser Schmusen. Die Junkies und Ex-Junkies spielen Pingpong und haben einen Perserteppich ausgerollt. Die Bankreihen auf Seite der Stauffacherstrasse versorgen alle Anwesenden ganztags mit Merengue, Salsa und Cumbia in Handylautsprecherqualität. Die Drogendealer beziehungsweise jene Parkbesucher, die unter Generalverdacht stehen, mit Drogen zu dealen, sitzen ebenfalls dort. Rundherum auf den Bänken tratschen die Alkis, teils allein, teils in der Clique, und querbeet auf der Wiese sonnen und tollen sich Stadtfüchse jeden Alters und Geschlechts. Aus unbekanntem Gründen haben sie alle beschlossen, ihren Samstag in der Wonne geteilter Anonymität zu verbringen, wobei sich die Einen in einen Schleier ernstgemeinter Abschottung hüllen und die Andern mit offenkundiger Neugier auf alte und neue Affären in die Runde schauen. Ganz zu schweigen von den Freundeskreisen unterschiedlichster Natur, die zum Frisbee-, Schach- oder Werwolfspiel, zur stilbewussten oder basisdemokratischen Diskussion erschienen sind. Oder *nu gschnäll ufn Sprung*, weil sie im Anschluss noch den Kanzleiflohmi nach Vintage-Glasuntersetzern für ihre neue Dachwohnung an der Dienerstrasse durchstöbern wollen. Was die Besucher der Bäckeranlage nebst ihrem Bedürfnis nach horizontaler Körperlage, Gras und Gesellschaft vereint, ist die eigentümliche Rebellion gegen den gängigsten Impuls Zürichs an einem heissen Julitag wie diesem: ohne Umwege in die nächstbeste Badi zu sputen. Die Rauchwolke, die sich höher und höher türmt, und die zähflüssige Hitze, die sich vom Beton der Langstrasse her auszu dehnen scheint, verleihen dem Park ein Mikroklima, das sich der Wasserstadt widersetzt und das allein der Ahorn und seine Kollegen abzukühlen wissen. Gegen vier Uhr nachmittags wird das Katerfrühstück zur Party. Denner-Aktionen werden angeschleppt, Eisboxen aufgefüllt und in Geschirrtücher gewickelte Cüpligläser ausgepackt. Rundherum verdichtet sich der Verkehr – erste frisierte Seats aus dem Oberland treffen ein, hupen und ringen wie gewöhnlich um die raren Parkplätze. Im Quartierverein wird ein Soundcheck für den Abend durchgeführt – experimenteller Singer-Songwriter-Postpunk-Synthie-Breakbeat-Pop eines lokalen Duos. Und das Polizeiauto zieht unermüdlich seine Runden, so, als wäre es ein ebenso fixer Trabant der

Wolke wie die Kinder und ihre Grossmütter. Regelmässig hält der Wagen und filzt Leute. Immer dieselben Leute. Von Zeit zu Zeit regt sich jemand darüber auf oder gleich mehrere. Man geht hin, mischt sich ein und protestiert. Dann entstehen Diskussionen und ein kurzes Durcheinander, das sich aber schnell wieder im Nebel von Rauch, Rhythmen und sommerlicher Faulheit auflöst. Mitten in dem ganzen Trubel sind drei junge Zebras in rasendem Galopp erstarrt. Man fragt sich, ob es diese Wesen mit der Wiese gut meinen. Ein Wenig wie von Sinnen bäumen sie sich auf, wiehern und blähen die Nüstern. Als wären sie Teil eines irren Wettlaufs und würden sich gegenseitig zu Höchstgeschwindigkeiten anstacheln. Ungeachtet dessen, was ihrem Wahn zum Opfer fallen könnte, donnern sie dahin. *Sälber gschuld*, wer im Wege steht. *Söll besser luege*, wer unter die Hufe kommt. Es ist schwer zu sagen, was diese drei hier in die Freiluftstube treibt, welchem Preis sie entgegenpreschen und welche Kutschen sie hinter sich herziehen. Kutschen aus dem Kreis Eins vielleicht, massiv und prunkvoll wie die Europaallee. Sollten die Zebras jemals aus ihrer Erstarrung erwachen, bleibt zu hoffen, dass der alte Ahorn ihnen standhält. Doch bis dahin werden sie noch von Myriaden von Bäckerfudis sorglos weiter wundgesessen.

## 11

Vor dem Coop lauert der Fuchs. Die Augen fahl. Zwei hungrige Hohlräume. Der Boden vor ihm ist mit feinen Splittern übersät und das Gestrüpp, das ihn umgibt, sieht so trist aus, wie vielleicht noch nie. Es ist Hochsommer und nachts zuvor war Caliente. Die Stadtreinigung, die sich wie immer alle Mühe gibt, sämtliche Spuren der Grenzüberschreitung schleunigst aus der Welt zu schaffen, kommt heute nur langsam voran. Noch überall Plastikbecher, Glas, Erbrochenes. Die Häuser schweigen darüber und die meisten Fensterläden sind geschlossen. Zuweilen erscheint einem die Langstrasse wie die Kulisse eines psychedelischen Italowesterns. So als wäre sie eine Retortenstadt und hinter den überladenen Fassaden, die nachts schrill funkeln, läge nichts als Sand, Holz und Kabelbinder. Man müsste einmal nachsehen. Der Tag ist erst angebrochen und viele sind noch auf dem Heimweg. Hier stolpert jemand zur Tramstation. Da baumeln müde

Highheels an zarten Fingern. Dort fahren welche an die After von der After. Einem platzt der Reifen. Die Scherben... er flucht und fuchtelte, dann verebbt sein Zetern wieder. Unter dem Fuchs döst jemand – das Kinn auf der Brust, die Beine V-förmig von sich gestreckt. Am Ausgang des Coop sitzt eine Frau auf Zeitungspapier und streckt jedem, der vorbeigeht, einen Pappbecher entgegen. Ihr anderer Arm ist bandagiert. Zwei rotnasige Kerle mit Vokuhilas zanken. Sie scheinen einem vergangenen Jahrzehnt entsprungen. Plötzlich stapft der Eine kopfschüttelnd fort, bleibt stehen, dreht sich halb um und ruft: *Aso wänn du de Chiara no eimal eso wehtuesch, ich sägs der, Heli. Nei, ich sägs der imfall ächt.* Wie um seinen Worten Gewicht zu verleihen, hat er leicht den Arm gehoben, schaut für einen Augenblick unschlüssig und geht dann weiter. Der Andere winkt ab. *Äch, sonen huere Spinnsiech, du.* Obwohl das grosse Rambazamba seine übliche Leere hinterlassen hat, ist die Sonne noch in Betrieb. Noch oder wieder? Diese Sonne geht nie auf und unter. Die scheinbar Immergleichen sitzen an den Tischen unterm Vordach, rauchen, plaudern und beobachten die Strasse. Als blieben sie von der Zeit ganz unberührt und würden immer so dort sitzen. Zwar kommt und geht man. Aber selbst das ist, als würden immer die Gleichen kommen und die Gleichen wieder gehen. Wie auf der Bühne eines bescheidenen Theaters, das sich nicht mehr Statisten leisten kann. Bierwampen zwängen sich auf Gartenstühle. Haartürme werden wie Kronen zwischen der Sonne, dem Chill'i's und dem Wurststand auf und ab balanciert. Alle sehen gleich aus, wenn man sie nicht anschaut. Abgeklärt und grau. Möglicherweise sitzen sie schon zu lange dort. So lange, dass sie selbst allmählich zu verrussen drohen. Wie die Wände. Wie der Fuchs. Der glänzt zwar manchmal auch. Nicht ganz so sehr wie die metallischen Neonnégigées für Neunundzwanzig Neunzig im Schaufenster vorne am Eck, aber er hat einen Kupferstich, der schwach leuchtet, wenn die Sonne darauf scheint. Also die andere Sonne. Der Fuchs lauert dem Rausch auf. Dem Spiel, dem Alk, dem schnellen Sex und allem andern, was einen kurz vergessen lässt, wer man ist oder mal sein wollte, was einen ein bisschen in den Moment und aus der Zeit holt. Weit über die Langstrasse hinaus, sind alle in irgendeiner Weise mit dem Fuchs bekannt. Der Heroinboom ist zwar fast Geschichte und trotzdem sind die Meisten noch nach irgendetwas süchtig. *Die einte chönd nöd is Kino ohni wäherndm Film zwängz Mal*

*uf sHandy zluege. Die andere chönd nöd is Kino, wänns nöd vorher, nachher und dezwüschet öpis Hochprozäntigs ide Hand händ. Die dritte chönd nöd is Bett ohni sich wenigstents en churze Porno inez'zieh. Die vierte tüend käs Aug zue zNacht ohni ihri Schlaftablette. Und die foifte läbed lieber idä Games. SGras, sTramadol und sKeti beruhiged. SSpeed, sAmphi und sMD beläbed. SAcid, sDMT und dPizli verschaffed eim lisichte in Sinn vom Dasii. Und idä Werbeagence, de Investmentbanke, de Spitäler und de Chuchene kokst mer meh, als mer sich dZäh butzt. Heisst es. Im Coop wechseln Unbekannte ein paar Worte. Einer mit saftlosen Wangen unter eisblauen Schalkaugen schiebt zwei Sixpacks auf die Kasse und sagt, er habe es langsam gesehen mit Zürich. Die hageren Arme, die aus seinem Jeansgilet hängen, machen den Anschein, sie träfen das Tageslicht selten. Fuck, hey... Er wolle im Grunde genommen ja eh schon lange nach Australien. Dort sei alles besser. Besser und grösser. Ernsthaft. Die Strassen, die Sonne, das Bier, sogar die Brüste, imfall. Einfach alles. Worauf er denn noch warte. Aha ja, es sei halt jetzt grad eher schwierig, weil er noch dieses und jenes erledigen müsse und es gehe eben noch nicht ganz, weil der eine Kollege schulde ihm ebenäno huere vill Cholä und so. Drum. Er verzieht das Gesicht, wie um zu sagen: Weisch ja wie's isch. Dann schultert er sein Bier, nickt und geht in langen Schritten aus der Tür, am Fuchs vorbei und die Hohlstrasse runter, die ihn irgendwann verschluckt.*

## 12

Die eine Hand formt eine einladende Geste, die andere zeigt zum Himmel. Still betrachtet der Adler den baren Männerkörper, der sich vor ihm aufbaut und der wirkt, als wollte er ihn zum Tanz auffordern. Hier findet irgendeine Art von Handel statt. Vielleicht ein Handel zwischen scheinbaren Gegensätzen. Mensch und Natur. Instinkt und Verstand. Himmel und Erde. Wasser und Land. Vielleicht muss man manche Dinge trennen, um zu verstehen, wie sie zusammengehören – so wie diese zwei Gestalten. Verschmolzene Steine am Ufer eines Sees, der im Laufe eines Tages hunderte von Seen ist, und am Ufer einer Stadt, die im Laufe eines Tages hunderte von Städten ist. August. Über die Aussichtsplattform am Bürkliplatz ziehen Windböen

und wirbeln Staub auf. Ist das jetzt dieser Saharasand? Die Luft ist schwer. Es hat seit Wochen nicht geregnet, doch heute blinkt das Sturmsignal und die Schiffe liegen vor Anker. Am Himmel liefert sich die Sonne ein Duell mit einer Wolkenwand, während auf der Aussichtsplattform eine Handvoll Menschen ruht. Ein paar Spatzen suchen den Kies ab, ein paar Selfie-Sticks umschwärmen den Ganymed. Ganymed – so heisst der Nackte. Der Mythos besagt, er sei nicht der Verführer, sondern der Verführte, und ausserdem der Schönste aller Sterblichen. Der Adler da sei Zeus, der ihn wegen seiner Schwäche für alles Schöne jeden Moment packen und auf den Olymp verschleppen wird. Obwohl gut sein könnte, dass wir uns bereits auf dem Olymp befinden und die Entführung längst geschehen ist. Dank Zeus hat Ganymed auf dem Olymp einen unbefristeten Job als Barkeeper und serviert den Göttern Cocktails. Der Göttervater hat ihm sogar ein Sternbild gewidmet: den Wassermann. So geht das eben. Die einen kriegen Strassen, die anderen Berge, die dritten Froscharten und nochmals andere kriegen ganze Sternbilder nach sich benannt – je nach Verdienst und gutem Aussehen. Wer weiss, vielleicht ist Zürich selbst ein Ganymed. Bildschön, serviceorientiert und, so könnte man meinen, auf ewig im Überfluss. Aus seinen 1224 Brunnen strömt noch nach wochenlangen Hitzewellen bestes Trinkwasser. Der Beton ist so sauber, dass man ihn bedenkenlos ablecken könnte. Die Häuser sehen stets frisch gestrichen, die Leute frisch geduscht aus. Die öffentlichen Toiletten gleichen dänischen Designersofas, und sollte sich einmal eine alte Katze ein Pfötchen einklemmen, sind bald fünf polierte Feuerwehrgewagen zu ihrer Rettung unterwegs. Aber welchen Göttern, welchen goldenen Kälbern mischt Zürich im Gegenzug die Cocktails? Denen halt, die es vermögen. Sechzehn Fünzig für einen wässrigen Negroni. Auf einer der Bänke fangen Zwei zu reden an. Der Eine im Pilgergewand aus grober Leine ist etwas über Sechzig und hat vom Wetter gezeichnete Züge. Die Andere im Schneidersitz, rote Lippen und Mitte Zwanzig macht sich Notizen. *What are you writing? – I'm writing down a dream I had last night. – Ah, that's interesting. You know... I came to Zurich because of a dream. – Really? How come? – I always go where God tells me to go. I'm a pilgrim, you see. – And he told you to come to Zurich? – Yes. – Wow... And how do you like it so far? – Oh, I like it very much. – And where's home? – Well, home for me is God, really. But I'm based in*

*New York, if that's what you mean. – Ah, cool! I've been wanting to go there. Where else have you been to because of a dream? – I went to India recently. But people there were a bit strange. – Why? – They don't have God. – But they have many gods. – But not one god. – Okay. – Do you believe in God? – ...I have a rather fluid point of view on this. I'm kind of a Yogi, I guess. – I see. – And I like the thought that all great philosophies carry the same essence. – Well maybe, but you gotta believe in God. – Why? – Cause you can tell when people don't believe in God. – Why? – They're strange. – Okay. – Yeah. – So, how do you afford to live like this... travelling the world and all? – I write books. – About what? – About my pilgrimages. – About the trips your dreams tell you to take? – Yes. – Cool! – Yes, it's going well. – Good for you. I'm afraid I have to get going... – Ah! – ...to a Yoga class. – Haha, okay. – Nice to meet you and good luck! – And good luck to you too. God bless you!* Zeus und Ganymed verharren hier an diesem malerischen Ort, wo sich die Stadt in ihrer Schönheit zeigt und sonnt und selbst verzückt. Unverwandt schauen sich die beiden an, scheinen sich nicht wirklich einig, aber auch nicht abgeneigt. Konzentriert man sich, erkennt man etwas Feines, das zwischen ihnen flimmert. Eine Art von Pendel, ein nimmermüdes Wedernoch, Wind und Wellen zwischen Steinen. Inzwischen hat das Blinken aufgehört. Ruhe legt sich auf den See. Und während der Nachmittag bereitwillig dem Abend weicht, sticht ein Segel kurz vor Kilchberg blütenweiss ins dunkle Blau.

## 13

Mitte September. Semesterbeginn. Im Lichthof und den weinroten Gängen aller sechs Etagen herrscht reges Getriebe. Kreuz und quer schwirren Studierende – alleine und in Gruppen, Alteingesessene und Greenhorns. Die Kaffeemaschinen aus den 80ern laufen auf Hochtouren. Man sucht: den Seminarraum, die Legitimationsausweisentwertungsstation, den Shuttlebus nach Oerlikon, den Durchgang von KOL zu KO2, die Philosophiebibliothek, die Aula für die Antrittsvorlesung. Im Foyer gibt man sich ungeduldig die Schwingtür in die Hand. Entgegen schwemmt einem eine Flut von Flyern für Parties und Podien über die Rolle von Lust und Leiden in der frühmittelalterlichen Barock-

literatur Nordwestandalusiens, ausserdem zig verschiedene Studizeitungen, ein Infoblatt der Beratungsstelle für Prüfungsangst, ein Pamphlet des Vorsitzenden der anarchistischen Vereinigung, das Programm des ASVZ mit einem Zusatzteil über das Wintersportangebot. Vergnügte Zurufe, das Scheppern der Cafeteria, Gesprächsfetzen und übermütiges Gelächter verschmelzen zu einem brummenden Hall. Gesichter und Unterarme sind braungebrannt vom vielen Segeln, Wandern und Klettern während der Semesterferien. *Was häsch so für Lüüt kännegelernt bim Botschaftspraktikum in Nairobi? I welle Ashram bisch gsi in Rishikesh? Und, wie isch Vietnam gsi? Wie isch Brasilie gsi? Wie ischs bim Schildchrotenschutz in El Salvador und bide Flüchtlingshilf uf Lesbos gsi?* Heiteres Prahlen mit Festivalanekdoten und neuerworbenen Arabischkenntnissen. Vermessen lange Lernzeiten und Lesezirkel zu Rawls, Butler und Nietzsche werden in die Agenden eingetragen. Empörung über ausgebuchte Module und anerkennende Worte über die Gastdozentin aus Boston. Verabredungen: *Söllemer hüt no an Vortrag vom Kahnemann oder lieber is Kickboxe? – Im Bequäm wär ebe no e Jamsession.* Die Sonne, die gebrochen durch die Fensterkuppel dringt, taucht die Halle in wattiges Licht. Inmitten von alledem thront die Nike auf ihrem Sockel. Das versteinerte Gewand flattert und die Flügel sind gespannt wie die eines landenden Schwans. Sie wirkt völlig unbeirrt darüber, dass sie keinen Kopf hat. Vielleicht spielt das als Siegesgöttin auch gar keine so grosse Rolle. Und doch: Man stutzt. Wie soll jemand – Göttin hin oder her – kopflos siegen? Ohne Kopf schreibt sich keine Prüfung, hält sich kein Vortrag, schickt sich keine Bewerbung ab. Nicht mal Cornflakes kaufen kann man ohne Kopf. Wo in aller Welt hat die Nike also ihren? Hat sie ihn vor oder nach dem Sieg verloren? Falls davor: Welche Art von Sieg konnte sie in diesem bedauernswerten Zustand erringen? Falls danach: Sind ihr Ruhm und Überlegenheit derart zu Kopf gestiegen, dass dieser kurzum explodierte? Hat sie ihn überhaupt verloren oder freiwillig hergegeben? Jemandem geschenkt oder blindlings überlassen? Dem Zeus etwa? Oder der Universität? Oder hat sie gerade deshalb gewonnen, weil sie ohne Kopf unterwegs ist? Steht es um die Welt schon so, dass man kopflos besser fährt? *Veni, vidi, vici*, heisst es. Doch die Nike sieht ja nicht mal was. Je länger man darüber nachdenkt, umso bestürzender die Erscheinung. Oder ist das so Saint-Exupéry-mässig, *man sieht imfall nur mit dem Herzen gut*, ge-

meint? Es fragt sich ja, ob das genügen soll. Einfach ankommen, Herz voran, ungeachtet dessen, was man so hört und so sieht, gedankenlos dem hinterher, was man am meisten will und dann auch noch Erfolg damit haben. Saint-Exupéry war doch Pilot. Das kann also unmöglich sein Ernst gewesen sein. Oder ist er deswegen verschollen? Weil er sein Motto auch im Cockpit lebte? Möglich, dass es den Kopf auch irgendwo noch gibt. Also den von der Nike. Dass er selbständig schon seit eh und je durch die Vorlesungen des Hauptgebäudes rollt und alles verschlingt, was er an Wissen so zu fassen kriegt. Vielleicht ist das Geheimnis der Nike, dass sie ihren Kopf wandern lässt. Dass sie sich nie zufrieden gibt mit dem, was schon ist, oder dem, was sie schon weiss. Dass sie ihren Kopf an Orte gehen lässt, die ihrem Körper nicht zugänglich sind. Es könnte sein. Doch noch etwas fällt einem ein, wenn man in einem Schwarm von aufgekratzten Erstsemestrigen auf dem Bett im Lichthof sitzt, sich darauf vorkommt wie Alice im Wunderland und sich über den Kopf der Nike den Kopf zerbricht: Vielleicht wurde sie schon siegreich geboren. Vielleicht war der Nike schon alles – Wohlstand, Sicherheit und Privilegien – in die Wiege gelegt, so dass es vollkommen gleich ist, ob sie orientierungslos lebt oder nicht. Was man von Beginn an hat, muss man schliesslich nicht erkämpfen. Nicht gerade eine glorreiche Vorstellung, aber ja nu. Derweil schleift das Personal des ZFV Anschlagbretter heran und montiert mit routinierten Griffen ein Buffet: Am Nachmittag finden die Career Days statt.

## 14

Am Limmatplatz das übliche Gerangel. Ein ungewöhnlich warmer Herbsttag geht zu Ende. Freitag. Freizeitstress. Die Fussgänger, die in alle Richtungen über die Strasse eiern, blockieren den Verkehr bis oben auf der Kornhausbrücke. Vor dem Migros und dem Lang passt ein Unterschriftensammler die Leute ab. Es ist immer derselbe. Blassgrüne Hosen, kamelfarbenes Shirt, roter Schal und aus dem Dutt hängt ein mit Blechperlen verzierter Zopf. Unter seinem Arm klemmt immer ein halbes Dutzend Abstimmungsbögen. Bleibt man stehen, erklärt er Sachverhalt für Sachverhalt – immer friedfertig und daran gewöhnt, dass ihn die meisten meiden. Im Lang sitzt es in Reih und

Glied mit Aussicht auf den Stau. Man tut so, als gaffe man nicht. Serviert werden Aperol und Cappuccini von adretten Menschen in adretten Blusen. Im Migros Restaurant geht es rauer zu und her, dafür wird weniger gegafft. Dort bestellt man Kafi Creme und Vermicelles. Drüben platzt die Post aus allen Nähten und bei Da Marco gibt es Peroni, Klatsch und Piadine. Der Dönerturm jenseits der Strasse lebt sein Leben in schrumpfenden Ringen – wird endlos geschabt und gedreht und geschabt und gedreht. Und durch die Mündung der Langstrasse spült es Bummler ein und aus. Schon wenige Schritte die Limmatstrasse hoch wird es stiller. Hier radelt man in Parfümwolken pfeifend zur Saisoneröffnung des Löwenbräus. Links die baumgesäumten Genossenschaften, rechts die alte Turnhalle. Erst kurz vor der Quellenstrasse sieht man Farhad. Klauen, Schnauze und ein freundliches Gesicht. Oft wird Farhad mit Fuchur aus der unendlichen Geschichte verwechselt, was ihn ärgert. Natürlich, auch er ist ein Glücksdrache. Auch er hat weiches Fell, Hundeaugen und könnte fliegen, wenn er denn unbedingt wollte. Meistens will er aber nicht und winkt ab, wenn man ihn auf sein Flugvermögen anspricht. Er müsse nirgends hin, sagt er dann in gebrochenem Deutsch. Dazu macht er eine bedeutsame Miene und zitiert einen Dichter. Und überhaupt, weswegen sollte er in seinem Alter noch verreisen? Bald feiert er seinen 1253sten Geburtstag und seine Artgenossen haben eine durchschnittliche Lebenserwartung von 1500 Jahren. Er hofft aber, dass er noch lange arbeiten kann, denn es gibt viel zu tun. Farhad kümmert sich um die Senioren des Alterszentrums Limmat. Sein Aufgabenbereich umfasst Kochen, Waschen, Putzen, Bügeln, Streichen, Reparieren, Einzugshilfe, Inventar und Abfalltrennung. Die meisten meinen, er sei hier bloss der Hauswart – noch so etwas, was Farhad ärgert. Seine wichtigste Aufgabe ist eine andere, eine grössere. Es ist eine von denen, die nicht in den Verträgen steht. Eine von denen, für die es weder BA noch MA, weder Fachdiplom noch Berufslehre gibt. Es ist eine zeitlose Aufgabe, die ihn Tag und Nacht, jahrein, jahraus auf Trab hält. Eine, die Ausdauer verlangt, und Mut, und felsenfesten Frohsinn. Farhads Hauptbeschäftigung ist die Jagd auf die Einsamkeit. Eine heimtückische Gegnerin. Ehe man sich versieht, ist sie überall. Schwadenhaft verteilt sie sich in den Wohnungen, taucht ein in Stuhllehnen und Bettwäsche, hängt in den Ritzen und im Hall der Hauseingänge, strömt durch den Innenhof, verbirgt sich in leeren

Briefkästen und windet sich durch Fernsehkabel. Nur vor den Haustieren schreckt sie zurück – und vor Farhad. Der hat alle Klauen damit voll zu tun, ihr hinterher zu jagen. Als betagter Drache kann er ja Lieder von ihr singen. Er kennt sie, weiss, was es heisst, verlassene Höhlen zu bewohnen, weiss auch, dass sie nicht nur im Alterszentrum Limmat, sondern in der ganzen Stadt und weit über den Albis hinaus ihr Unwesen treibt. Aber man muss sich ja einen Platz aussuchen, findet er, und von dort aus wirken wie es geht.

## 15

Goliaths Kopf ist schon längst erkaltet und David wirkt ratlos, höchstens etwas stolz. Die Steinschleuder hängt ihm schlaff in der Hand. Hinter der Hecke rauschen vornehme SUVs und BMWs vorbei. Der Laubteppich zeichnet Vortexe auf die Promenade. Ganz vorn, fast beim Bellevue, saugt sich ein Putzwagen über den Asphalt und jault monoton. Vereinzelt ein Spaziergänger, mal mit Hund, mal ohne. Der Mittag ist vorüber und die Meisten sind wieder arbeiten gegangen. Auch der Auflauf an Gymnasiasten, die eben noch die Bänke, die Treppen und den Steg bevölkerten, hat sich verzogen. Ihr Johlen hallt zwischen den Bäumen nach und ihr Übermut scheint noch mit den Blättern umher zu wirbeln. Die Herbstferien sind vorbei und der Winterstundenplan ist da und dort auf Widerstand gestossen. Um viertel vor Acht Geschichte beim Huber, der es immer so persönlich nimmt, wenn man zu spät kommt. Dann Turnen, dann Mathi, dann Franz. Danach eine lächerliche Stunde Mittag, während der es einem kaum an den See langt. Und am Nachmittag noch eine Doppelstunde Physik und dann Latein bei dieser Hyäne von einer Frau, die am liebsten jeden auffrässe, der den Genitiv verhängt. *Und das alles am Frittig? Ja geil, merci. Das heisst nomal zum Dokter stresse wägm Ritalin. Oder äfach immer am Dunschtig safe vill Gras organisiere. Am beschte beides. Wenigschtens chamer sich nachher grad ganz abschüesse, will Wuchenänd isch. Am Samschtig dänn chli go shoppe oder an See. Am Abig nomal use, wänn sMami nöd schwierig tuet. Am Sunntig chill dä Läbe und am Mäntig alles vo vorne. Aber nüm lang, dänn wärs das gsi mit dere Scheissmatur und dänn wird zersch mal abghaue uf Kolumbie oder Kalifornie. En Job im Service findi lo-*

*cker und vom Grosi isch ja au no easy öpis ufm Sparkonto. Und dZuekunft, und sStudium? Mi, mi, mi. Schiss uf dZuekunft! Ich han eh mal mad vill Cash und dänn chaufi grad die ganz huere Uni. David ist wie gelähmt. Er hat sich wehren wollen gegen die Autorität. Aber damit durchzukommen, hat er nicht erwartet. Das Erste, was ihm einfiel, als der Leib seines Kontrahenten zu Boden schmettete, war, seinen Fuss auf dessen Kopf zu stützen, so als ob er sich selbst von seiner Überlegenheit vergewissern wollte. Erst, als er die leblose Schläfe des gerade noch so Übermächtigen unter seinem Zehenballen spürte, dämmerte ihm. Seither weiss er nicht recht, ob er sich freuen oder in die Hose machen soll. Es ist wahr: Jetzt liegt es an ihm, die Entscheidungen zu treffen. Ein klein Wenig hofft er, auch wenn er das nie zugeben würde, dass durch die Berührung ein Hauch der alten Kraft auf ihn übergeht. So sollen es einst auch irgendwelche Kriegerinnen gemacht haben, hat er gehört. Sie haben die Hirne und die Herzen ihrer Gegner andächtig verspeist, um ihren Sieg über sie auszukosten, ihnen Ehre zu erweisen und um sich ihre Kräfte einzuverleiben. Gerade essen müsste David den Kopf jetzt aber nicht. Seit geraumer Zeit steht er da. Ein Teil von ihm wünschte, es käme jemand und helfe ihm. Doch solange niemand kommt und ihm keiner hilft und solange er nicht weiss, was er nun soll mit seiner Selbstbestimmung, bleibt er einfach stehen und schaut recht ratlos, höchstens etwas stolz auf den See hinaus. Aber je länger er dort steht und schaut, umso eher vergisst er. Er vergisst, dass das Ding unter seinem Fuss nicht nur ein Stein, sondern die Vergangenheit ist. Das liegt am alten Zauber, den der See verströmt. Der See lullt ein, beruhigt und gibt einem das Gefühl, das Leben sei eigentlich ganz okay, so wie es ist – egal, wie man sich entscheidet, egal, ob man besteht, egal, *öpmer öpis us sich macht*. Der See bannt mit seinem Blau, bezirzt mit seinem Glanz. Vielleicht ist es deswegen, dass David zu Stein wurde und irgendwo in der Zeit verloren ging – in den 80ern vielleicht, wer weiss. Die Zeit zeigen allein die Bäume an – die Bäume und die rötliche Oktobersonne. Sie erinnern David daran, dass ihm nicht ewig bleibt. Bleibt er tatenlos, werden sich eines Tages neue Goliaths über den Uetliberg schwingen. Verliebt er sich zu lange in den See, wird er träge und zufrieden, viel zufrieden. Wenn er mehr und mehr versteinert vor der Betonstadt, wird er womöglich selbst zu dem, wogegen er sich wehrte.*

# 16

Die Hölle glänzt wie festes Öl. Sorgenvoll schaut der Denker in den Schlund, in den Abyss von grässlichen Szenarien und sich verzehrenden Gestalten, in von Stürmen, Schmerzen und Seuchen heimgesuchte Menschenscharen. Er schaut und schaut und regt sich nicht. Steht man vor dem Höllentor, hört man hinter sich den Brunnen plätschern. Fast lauschig ist es hier – trotz dem Novemberwind. Die Hölle ist furchtbar, schau, aber wir sind auf der sicheren Seite. Immer wieder spürt man den unerklärlichen Impuls, hinzusehen und darüber nachdenken wie schrecklich es dort sein muss – wo immer *dort* auch sei. Im Grauen der Anderen spiegelt sich die eigene Behaglichkeit. Die Einen brauchen dafür einen Zombiefilm, andere begnügen sich mit Youtube und wieder andere lesen nach wie vor die Zeitung. Sie lesen sie, informieren und entsetzen sich. Und hin und wieder tunken sie mit rot lackierten Fingern ihr verdauungsförderndes Keimkorncroissant in die Schale, neigen sich vor und beißen ab – möglichst ohne sich die chemisch gereinigte Bluse zu bekleckern. Es hilft, wenn man das Schlimme so beschauen kann, wie der Denker, so von oben und von fern. Es relativiert etwas die Dinge. Man mag nicht so genau wissen, wo man ist und was man soll, mag seine Sorgen und Schwierigkeiten haben, aber immerhin ist man woanders als die Hölle, weil die Hölle ja schon dort ist und nicht da. Das finstere Tor steht am Pfauen vor dem Kunsthaus – gleich vis-à-vis des Restaurants mit den Fackeln und den gestutzten Büschen, wo Kellner mit Fliege cremefarbene Tischtücher zurechtzupfen und wo der gepflegte Kulturkonsument von Ledersesseln aus ins Glas schaut. Das ist links von der Hölle. Rechts winden sich Pflastersteine hinauf bis in die Altstadt und gleich gegenüber hat Pro Helvetia ihren Geschäftssitz. Sicher fällt der Blick manch einer Projektleiterin auf das Höllentor, wenn sie sich ans Fenster stellt und entscheiden muss, wer Unterstützung verdient und wer nicht. Weiter vorn summt der Verkehr. Der Dreier, der Einunddreissiger, die Autos, der Dreier, der Einunddreissiger, die Autos. Überquert man den Pfauen und geht den Hang hoch, gelangt man zur Uni. Auf der schmalen Traminsel drängeln jede Menge Teenies. Vom Rämibühl herunter kommen sie und von der Hohen Promenade. Fast Mittag. Geschrei, Gelächter und harmlose Intrigen. Premiere der neuen Nike Airs, Fuss-

balldebatten und Aufregung wegen der bevorstehenden Italienischprüfung – einem Buchexamen über *Die unsichtbaren Städte* von Calvino. Ausgelassen durcheinander krähend überflogen Einige gerade noch die deutsche Übersetzung. *Altä, ich schwör, de Typ häts nur no gnoh. Ich chegg null vo dem, was dä schriibt. Nöd mal uf Dütsch cheggis. Ziehdr das mal inä, los:* Die Hölle der Lebenden ist nicht etwas, was sein wird; gibt es eine, so ist es die, die schon da ist, die Hölle, in der wir tagtäglich wohnen, die wir durch unser Zusammensein bilden. *Nei, wart mal, du Wichser, lang mi nöd ah, es gaht imfall no wiiter, los zue, etz wirts huere trippy:* Zwei Arten gibt es, nicht darunter zu leiden. Die eine fällt vielen recht leicht: die Hölle akzeptieren und so sehr Teil davon werden, dass man sie nicht mehr erkennt. Die andere ist gewagt und erfordert dauernde Vorsicht und Aufmerksamkeit: suchen und zu erkennen wissen, wer und was inmitten der Hölle nicht Hölle ist, und ihm Bestand und Raum geben. *Ich mein, chasch no, Altä? Scho huere deep und alles, aber de Typ isch uf irgendas hange bliibe, ich wette mit dir, Altä, LSD oder so, oder villich eifach härt depressed gsi. Ich mein, was wott er demit säge..., dass eifach alles nume scheisse isch und dass mer i dere ganzä, üble Scheisse irgendwie öpis finde muess, wo chli weniger scheisse isch? Kän Plan, Mann.* Über Bildschirme hinter den Torbögen des Schauspielhauses flimmern tonlos Theaterszenen. Nahaufnahmen von Gesichtern, die man sprechen sehen, aber nicht hören kann. Jenseits der Kreuzung klafft noch immer das Bauloch. Die Zielkosten für den Kunsthautanbau betragen 178.8 Millionen Franken. Der Architekt: David Chipperfield. Genau, Chipperfield. Man kann nicht umhin, an David Copperfield zu denken und sich zu fragen, ob die beiden, der Zauberer und der Architekt, ungefähr dasselbe verdienen. Es braucht ja schon ein bisschen Magie, um einen Tunnel zu bohren, und ein bisschen architektonische Kenntnisse, um durch die Chinesische Mauer zu spazieren. Aber ganz abgesehen von den Löhnen fragt sich, wo sie die Hölle hintun, wenn der Anbau fertig ist. Denn seit Beginn der Bauarbeiten, scheint, als wüsste man nicht so recht wohin mit ihr. Und doch zählt, dass sie da steht. In Form gebannt kann sie einem nichts anhaben und es kann auch Keiner kommen und behaupten, man ignoriere sie. Und wenn Copperfield nicht nur durch die Chinesische Mauer, sondern auch durchs Höllentor spazierte? Vielleicht fände er einen von Naegelis Vögeln.

# 17

Im Tram kurz vor dem Paradeplatz. Es ist noch früh. Ein Wochentag im Winter. Schwere Tweedmäntel, italienische Wollschals, glänzende Seitenscheitel und saubere Lederschuhe sind zielstrebig auf dem Asphalt unterwegs. In der Luft liegt eine ungewöhnliche Stille und im Tram sitzt man nah beieinander, aber tut, als wären die anderen nicht da. Nur wenn jemand niesst, murmelt es verstohlen: *Gsundheit, bless you, Gsundheit. Merci.* Zum Dank ein halbes Lächeln. Es riecht dezent nach Duschmittel und Markendeo. Einige püscheln sich noch das Haar und auf dem vollen Vierersitz am Fenster hebt sich eine einen Taschenspiegel vors Gesicht und tupft sich mit einem Pinselchen Make-Up unters Auge. Einer, zwei, drei, vier, fünf Punkte. Und unter das andere Auge. Einer, zwei, drei, vier, fünf. Dann schiebt sie das Pinselchen zurück ins Necessaire, das zwischen Handballen und Spiegel klemmt, und holt einen dreieckigen kleinen Schwamm hervor. Mit Mittel- und Ringfinger verteilt sie die Flüssigkeit unter den Augen und massiert dann mit dem Schwamm die Farbe in die Haut ein. Sie hält inne, neigt den Kopf leicht nach hinten, wendet ihn nach links und rechts und blickt dabei prüfend in den Spiegel. Scheinbar zufrieden mit dem Resultat, aber ohne eine Miene zu verziehen, versorgt sie den Schwamm und macht sich mit einer Bürste – nicht grösser als ein Zahnstocher – daran, ihre perfekt gezupften Augenbrauen zu kämmen. Die meisten im Tram blicken konzentriert auf ihr Handy, aber keiner telefoniert. Da und dort blättert jemand in den *20 Minuten*. Im Gang und im Zwischenraum der Tramscharniere müssen die Leute stehen. Dort ist es anspruchsvoller, aneinander vorbei zu schauen. Wird ein Platz frei, versucht man sich zu setzen, aber diskret und ohne Leidenschaft. Draussen hat es zu schneien begonnen. Als der Zweier am Paradeplatz hält, leert sich das Tram in stummer Eile. Kiosk und Sprüngli haben bereits geöffnet. Die auf die russische Avantgarde spezialisierte Galerie ist noch zu, aber wie immer hell erleuchtet. Neben dem Blumenladen unter dem Savoy wird renoviert. Man fragt sich, was dort vorher war. Das Tram fährt weiter in Richtung See. Vor dem Hauptsitz der Kantonalbank ruht würdevoll das Nashorn. Mit seinen rotbraunen Schuppen gleicht es einem Reptil. Es sieht alt aus – sehr alt. Älter als das Pelzgeschäft zwei Blocks weiter vorn, älter als Cartier

gegenüber, älter als die Karusselltüren der Bank und viel, viel älter als der Co-Working-Space nebenan. Das Nashorn ist standhaft. *En zääche Hagel*. Ein Koloss. Fast schon ein Dinosaurier. Diesem Nashorn würde man sein Geld ohne zu zögern anvertrauen, so grimmig und gesetzt steht es da. Wenigstens etwas, worauf man zählen kann. Etwas, was Bestand und Dauer hat, in einer volatilen Welt. Finanzkrisen, geplatze Immobilienblasen, Währungsschwächen und auch noch das heftigste Low des Swiss Market Index: Das Nashorn wird sie überleben. Daran lassen sein mächtiger Leib, sein Panzer und sein Horn – steil wie ein ansteigender Börsenkurs – keinen Zweifel. In trautem Kreis auf Managerebene, im Schachclub und beim monatlichen Rotarientreffen im Garten des Baur au Lac nennt man das Nashorn liebevoll Dow Jones. Man munkelt, dass sich unter seinem schiefernen Panzer pures Gold befindet. Und im zweiten Zehennagel des rechten Hinterhufes, von aussen nach innen gezählt, soll es einen Sensor geben, der auf einen Klopfcodes reagiert und Zugang zu einem tief unter der Erde liegenden Tunnel verschafft, der von hier bis nach Zug reicht und noch viel mehr Gold und ausserdem zwielichtige Feste birgt. Es heisst, dass die Pläne für den Bau eines Tiefbahnnetzes, das die Stadtbehörden in den 50er-Jahren aufzugleisen begannen, nur deshalb verworfen wurden, weil die U-Bahn den teuren Nashorntunnel erheblich drangsalieren hätte. Nur um ein Haar sei die ganze Sache nicht aufgefliegen und die Herrschaften vom Club hätten für das richtige Abstimmungsresultat tief in die Taschen langem müssen. Aber darüber scheiden sich bis heute die Geister und es könnte auch nichts als eine Stadtlegende sein. Heute hat das Nashorn ja sowieso ganz andere Probleme. Denn während man im Club noch vor wenigen Jahren nur ein mattes Lächeln übrig hatte für so neumodische Erscheinungen wie Kryptowährungen und Big Data-Technologie, ist man sich heute langsam unsicher, ob man dem alten Nashorn nicht zu blind vertraut. Im Garten den Baur au Lac mag zwar niemand so recht darüber nachdenken, aber die Jungen, die Kosmopoliten, die frisch von der HSG und der LSE eintreffen und schon nach dem ersten Traineeship direkt in die Chefetage ziehen, wollen über gar nichts anderes mehr reden. Sie klönen und stürmen man müsse sich endlich ernsthaft damit auseinandersetzen, wenn man noch dabei sein wolle. Am Anfang hat das bloss für Kopfschütteln gesorgt, schliesslich wollten immer alle beim Club dabei sein und nicht der Club bei irgendjemand

anderem. Aber als sich die Damen und Herren vom Nashorn dann selbst am letzten WEF kaum retten konnten vor lauter Workshops und Keynotes zu diesem lästigen Thema, haben sie sich zu fragen begonnen: *Was, wännns kän Jux isch? Was, wänn dZuekunft nöd am Nashorn sondern däre Blockchain ghört?*

## 18

Beleidigte Gesichter warten schlotternd an der Tramstation. Die Temperaturen klettern derzeit nur selten über die Nullgradgrenze und es bläst eine hämische Bise. Diejenigen, die zuerst da waren, haben sich in die Ecken des Glashäuschens gestellt. Von diesen hat man sich nach und nach bis zur Mitte hin aufgereiht. Wer später kommt, stellt sich in die Anstandsabstände dazwischen. Kommen noch mehr, entsteht der Zickzackeffekt. Am besten vor der Kälte geschützt sind die, die in die zweite Reihe hinter die anderen tauchen. Die müssen ihrerseits allerdings darauf achten, dass es noch Platz für sie gibt, wenn das Tram einfährt. Während der Stosszeiten im Winter herrscht eine komische Mischung aus Dankbarkeit über die Körperwärme der Anderen und Rangeln um den knapperen Platz. Unterhalten tut sich nur, wer sich schon kennt. Latenter Ärger über den Mann mit Kinderwagen, in dem sich Zwillinge, die etwa fünf Jahre zu alt für den Buggy sind, gegenseitig in der Nase bohren und beschweren. *Hett dä Mössiö nöd scho am Namitag chönne go poschte?* Aber wenn das Tram dann kommt, hilft man ihm trotzdem beim Einsteigen. *So ischs dänn scho nöd.* Eine Frau versucht mit der benachbarten Wartenden ins Gespräch zu kommen. Sie lächelt, wippt ein wenig und verkrampft die Hände zu Fäusten. *S'isch chalt,* sagt sie. *Ja, mhm, sehr, gälled Sie,* sagt die andere und holt ihr Handy aus der Manteltasche, um zu signalisieren, dass sie lieber schweigen würde. *Ich hett au sölle es Stirmband azieh,* teilt die Kontaktsuchende mit. *Ja, ouw ja, Sie händ keis. Ja, das hilft scho. Susch münd Sie villich dKapuze ufetue,* antwortet die Frau mit dem Handy. Ihr Tonfall ist teilnehmend, aber hätte man genau hingehört, hätte man eine Spur Gereiztheit bemerkt. *Jaja, im Notfall tueni dänn würkli dKapuze ufe.* Eine Pause. Wahrscheinlich, um die Kälte zu überbrücken, spricht sie weiter: *Trääned lhri Auge au eso? – Jaja, das isch ganz normal. – Ah, guet. Ich han echli ä ver-*

*stopfti Nase. Ich hoff ich wird nöd chrank. – Ouw. Denn ab id Badwanne mit Ihne.* Die Frau am Handy wirkt, als würde sie am liebsten in ihrem Gerät verschwinden. Die andere lacht gequält: *Genau, ja, id Badwanne.* Der Schal liegt ihr locker um den Hals, der Reissverschluss ihrer Jacke steht bis zu den Rippen offen und die Frisur ist sorgfältig gelegt – daher wohl der Verzicht auf die Kapuze. Ein Anflug von Hektik, als das Tram kommt. Man macht sich Sorgen. Sorgen um den Platz, um den S-Bahn-Anschluss, um weiss der Himmel was. Gründe gibt es immer. Kaschmirhandschuh an Kaschmirhandschuh, Daunenjacke an Daunenjacke, Goretex-Stiefel an Goretex-Stiefel wälzt sich der Zickzackhaufen ungelenkt ins Tram. Man bemüht sich, die Höflichkeit zu wahren, aber da und dort verliert jemand die Geduld. *Sie, es gaht imfall nöd schnäller, wänn Sie uf mini Täsche drufsited. – Würdet Sie bitte no eis rutschä. – Sind Sie so lieb und laufed no es Stückli zue – es möchtet au no anderi Lüüt iistige.* Mit *no anderi Lüüt* meint man in der Regel sich selbst. Der Achter tuckert an der St.-Jakobs-Kirche vorbei. Davor ist ein Stand aufgebaut mit Bannern, die man nicht gut lesen kann. Drei Männer sitzen dort, trinken Tee aus Thermoskannen und schauen ins volle Tram. Sie sammeln Geld und Unterschriften. Irgendwas mit inhaftierten Reportern. Aber das Januarloch... Das Tram fährt weiter. Der Spielplatz ist leer. Vor dem Volkshaus wartet eine kleine Ansammlung auf den Konzertbeginn. Im Restaurant ist Apérostimmung. Kreti und Pleti sind zugegen. Ein stadtbekannter Journalist stolpert soeben zur Tür heraus und hält sie hinter sich auf. Die Quartiersektion der SP hat sich im Lokal versammelt. Man gibt sich modern, aber die Uniformen des Personals sehen aus wie aus dem vorletzten Jahrhundert. Die Kellnerinnen tragen sogar Schürzen mit Spitzenrand. In den letzten Jahren haben in Zürich nicht nur diese seltsamen Hunde, die wie Schafe aussehen, sondern auch Lokale mit Fin de siècle-Flair Konjunktur. Man sehnt sich offenbar nach vergangenen Zeiten. Nach ausladenden Kaffeehäusern, mondänen Salons und traditioneller Patisserie. Das Tram fährt in Richtung Bäckeranlage davon. Im Café Bank glühen schon die ersten Kerzen. Die schicke Bäckerei daneben überquillt vor Feierabendbrotkunden, und im Xenix gehen deutlich mehr Stangen als Kinobillette über den Tresen, doch der Helvetiaplatz selbst ist wie leergefegt. Hier tobt ungehindert der Nordostwind und verweht den Brunnen, so dass sich grosse Eislachen am Boden bilden. Vor der Baustelle rollen ein

paar leere Dosen auf und ab. An die provisorische Absperrung hat jemand in fetten, roten Lettern AFRIN geschrieben. Achtet man sich, erkennt man vier Gestalten, die den Platz betreten. Eine Frau, zwei Männer und ein Kind. Sie tragen Gepäck, sind erschöpft von der Reise und können die Sprache noch nicht. Das Kreisbüro, bei dem sie sich melden wollten, war schon geschlossen und die Runde Kaffee und Kuchen am Bahnhof hat beinahe ihr Tagesbudget gesprengt. Darum stapfen sie nun zu Fuss durch den ungastlichen Abend auf der Suche nach einer Adresse. Sie wollen bei Bekannten unterkommen, die vergangenes Jahr hergezogen sind. Die Leute hasten brütend an ihnen vorbei, so dass es gar nicht so leicht ist, jemanden aufzuhalten und nach dem Weg zu fragen. Natürlich finden sie ihn dann auch selber. Sie haben gute Mäntel und haben einander. Sie haben Internet und einen zähen Humor. Und wirken sie jetzt noch recht verloren, stehen sie hoffentlich schon in naher Zukunft selbst mit Goretex-Stiefeln im Zickzack und ärgern sich über Lappalien.

## 19

Hauchfeiner Schnee fällt auf Wasser und Beton. Die Saffainsel liegt ruhig da. Ein paar Schwäne schlafen unter blätterlosen Büschen. Wie eine grobe Woldecke scheint der Himmel über die Mulde zwischen Albiskette und Zürichberg geworfen. Kein einziges Schiff in Sicht. Kaum Wind. Man hört das Wasser an die Mauer schwappen und wie es irgendwo rhythmisch quietscht. Schaut man nach Südosten, kann man sich dank dem Nebel vorstellen, es wäre kein See, sondern das Meer. Jeder hier hat sich das schon mal vorgestellt. Die roten Bänke am Uferweg sind nass und wenn man sie mit seinem letzten Taschentuch zu trocknen versucht, löst es sich nach zwei Sekunden auf. Die meisten Leute sind im Büro. Hinter der Wiese drifet endlos der Verkehr vorbei. Glänzende Kisten mit Menschen drin, die irgendwo hinmüssen – den See hoch, den See runter, viele im Stress und alle am Grübeln. Rechts vorn auf der Wiese im Rank, wo der Spazierweg fort vom See in Richtung Brücke führt, ragt eine begeisterte Gestalt in die Luft. Ihre Arme sind in die Höhe gespreizt. Die Hände hat sie nach hinten geklappt, so dass die Handflächen zum Himmel zeigen und sich die Innenseiten ihrer Handgelenke dehnen. Das Haar trägt sie

offen und die Beine eng geschlossen. Kerzengerade steht sie – auf Zehenspitzen und die Brust nach vorn gereckt. So, als wäre sie während eines allmorgendlichen Sonnengrusses geradewegs zur Steinsäule erstarrt. Hat sie sich auf einer Jagd nach ewiger Jugend möglicherweise selbst verflucht? Hat sie die einzige Möglichkeit für den Erhalt von körperlichem Frühling darin gesehen, zu versteinern? Oder macht sie noch immer ihre Sonnengrüsse, einfach derart schnell, dass man nicht erkennt, ob sie stillsteht oder in Bewegung ist? Zürich habe die höchste Yogalehrerdichte Europas, erzählt man sich halb scherzend, halb im Ernst. Achtsamkeit ist nach wie vor en vogue und noch immer spriessen überall die Studios. Hatha Yoga, Power Yoga, Iyengar Yoga, Hot Yoga, Yin Yoga, Ashtanga Yoga, Sivananda Yoga, Budokon Yoga, Kundalini Yoga, Tantra Yoga, Hormon Yoga, Anusara Yoga, Yogatherapie, Yoga Massage, Prana Flow, Vinyasa Flow, Slow Flow, Fast Flow, Mindful Flow, Embodied Flow, Deep and Slow, Mindfulness Based Stress Reduction, Yoga und Tanzen, Yoga und Reiten, Yoga und Wandern, Yoga und Klettern, Yoga auf dem Paddelbrett, Yoga und Aquarellmalen, Yoga und Schreiben, Yoga und Singen, Yoga und japanisches Töpfern, Yoga und alles. Die Kunst des Erwachens ist eine vielversprechende. Zu Beginn eines Sonnengrusses stellt man sich still hin, spürt seine Füsse auf dem Boden und hält seinen Körper, so gut man eben kann, im Gleichgewicht von Spannung und Entspannung. Dann hebt man die Arme über den Kopf, folgt ihnen mit seinem Blick und atmet dabei tief ein. Die Einatmung symbolisiert die Ich-Werdung in der Welt, auch ihre Aneignung, ihr Wollen. *Ich bin da, ich bin öper und ich wott öpis.* Aber mit den Bedürfnissen ist das so eine Sache, weil jedem eines vorangeht und jedem ein weiteres folgt. *Fürs Gäld bruchsch de Effort, für de Effort dEntspannig, für dEntspannig sYoga, fürs Yoga dMatte, fürd Matte dTäsche. Für ä gueti Ernährig bruchsch sYogachochbuech und dNährigsergänzigspräparat. Für ä gueti Usrichtig bruchsch sYogahandbuech und eventuell au sPoster vode Yoga-Asanas. Für ä gueti listellig bruchsch sYogasutra. Für ä gueti Uustrahlig bruchsch sYogamala. Gäg de Yogaschweiss bruchsch sTüechli für ufd Matte und sBand für um de Chopf, ganz zschwige vo de richtige Leggings und em richtige BH für en maximale Bewegigskomfort und ganz abgeseh vom Sesamöl, em Kupferchännli, em Zungeschaber undm Bio-Himalaya-salz für dini tägliche Entgiftig. Für en achtsame Läbenswandel*

*bruchsch also gwüssi Objekt und für die Objekt bruchsch am Änd au gwüsses Gäld.* Einer der Schwäne ist erwacht. Er hat seinen Kopf unter dem Flügel hervorgeholt und aufgerichtet. Wie er so den See betrachtet, wirkt er in vollkommener Meditation begriffen. Ein Buddha mit Schnabel. Und Zürich? Zürich übt bis auf weiteres die Ausatmung.

## 20

Mitten aus dem Hardaupark wächst ein schräger Stamm aus Stahl. Auf halber Höhe gabelt er in zwei Äste, von deren Enden her ein Seil zum Boden hängt und eine Schlaufe bildet. Es ist die Steinschleuder. Eine Waffe, die man unterschätzen könnte, so lausbüschlich wie sie wirkt. Eine Waffe, bei der man nicht weiss, ob es ums Spiel oder ums Leben geht. In der Seilschlaufe schmust ein Paar und schaukelt. Es ist ein unauffälliger Wochentag im März. Auf dem Spielplatz ist nicht viel los. Am Sandkastenrand plaudern Mütter auf Tigrinisch. Ein Herr, an jedem Arm ein Stock und eine Tragtasche, müht sich über den Platz. Jede seiner Bewegungen scheint eine Qual zu sein. Er wirkt schwerfällig, wie ein gestrandetes Wassertier. Jemand eilt ihm nach und bietet Hilfe an. Sofort willigt er ein – es sei auch nicht weit, er müsse bloss zum Hochhaus rüber, dort wohne er seit 28 Jahren. Bloss die Hüfte mache ihm das Leben immer schwerer. Die Taschen sind voller Aufbackbrötchen, Tilsiter, Grapefruitsaft und abgepackten Schinkenscheiben. Auf einer Bank sitzen drei weitere Senioren. Ein Pärchen und eine Dame mit Hund. Als Letztere aufsteht, grüsst und sich ihren Rollwagen schiebend entfernt, sagt die andere zu ihrem Mann: *Läck, die hät dänn abgäh, du, sit sie letscht Jahr de Maa verlore hät.* So überdimensioniert ist die Steinschleuder zum Katapult geworden. Ein antikes Wurfgeschoss, aber blank und steril wie ein Spitalbett. Woran will sie einen erinnern? An die Möglichkeit, ein jenseits der eigenen Reichweite geglaubtes Ziel zu erreichen? An die Option, sich jederzeit in die Schlaufe zu setzen und ins Weite katapultieren zu lassen? Ins Mineralbad auf den Rigi, auf einen Katamaran vor der korsischen Küste oder gleich ganz in einen anderen Körper, eine andere Epoche – ginge das? Ist die Steinschleuder vielleicht ein Zeitportal? Oder spiegelt sie nur unser eigenes Geworfensein? Hat doch irgend-ein Philosoph mal so gesagt. Dass man immer wie im Wurf begriffen

ist und nicht weiss, wo man landet – wenn überhaupt. Die Dame mit dem Rollwagen schiebt sich bedächtig zum Albisriederplatz. Sie trägt eine Sonnenbrille, die von einer lichten Dauerwelle umspielt und an einem Sicherheitsschnürchen befestigt ist. Ausserdem einen Parka, der ihr bis zu den Knien reicht. Er scheint zu weit für ihren schmalen Körper und zu warm für die sonnigen 18 Grad. Nebenher zappelt pflichtbewusst der kleine Terrier mit dunklem Fell und hellen Pfoten. Sie gehen langsam, aber scheinen ein Ziel zu haben. Der Albisriederplatz liegt unverändert da. Sein alltäglicher Karussellbetrieb ist in vollem Gange. Es ist allerdings ein eher rostiges Karussell, das klemmt und stockt. Man hupt sich gegenseitig an, zwingt sich mehr schlecht als recht aneinander vorbei und schmolzt wegen der Anwesenheit aller anderen. Da kommt der Dreiunddreissiger, da der Zweier, dort der Zweiundsiebziger, hier noch der Dreier. Servicewagen, Privatautos, Velokuriere, Töffs und eine Horde umherirrender Fussgänger. *STram hät immer Vortritt. Immer. Warum weiss das niemer?* Immerhin: die alte Dame weiss es. Im Baur sitzt man bei Kafi Creme, raucht und schaut dem Karussell bei seinen Runden zu. Neuerdings riecht es hier ja nicht mehr nur nach fettig feinen Buttergipfeln, sondern auch nach fettig feinem Curry, weil sich das Baur aus Kostengründen eine Suan Long Filiale ins Haus geholt hat. *Villich würdets ja au als Beck es Bitz meh verdiene, wänn sie nöd für Sibe Füzg trochni Baguettes mit zwei Schiibe Salami und susch gar nüt drin verchaupe würed*, kommentiert einer die Geschäftsidee. In der Nature-Apotheke gegenüber werden pflanzliche Heuschnupfensprays und Auraschutzöle empfohlen. Im einsetzenden Mittagsstau vor der Post geht der weisse Schopf der Dame am Rollwagen kurz unter und taucht erst nach der Busstation wieder aus der Menge auf. Noch im gleichen Tempo geht sie da, als hätten sie und der Terrier das Getriebe gar nicht bemerkt. Die beiden rollen der Albisriederstrasse entlang bis zum Eingang des Friedhof Sihlfelds. Dort bückt sich die Frau und bindet das Tierchen unter zärtlichem Zureden am Gitter fest. Dann taucht sie zwischen zwei Engelsgestalten ins Areal ein. Auf dem Kiesweg kommt sie noch langsamer voran. Der Friedhof blüht bereits. Weil es am Morgen regnete, ist die Luft frisch und voller Düfte. Der Verkehr tönt nur noch von fern. Es rauscht und zwitschert in den Bäumen. Kaum Menschen. Der Wagen rollt für ein ganzes Weilchen geradeaus, biegt dann links ab, rollt weiter und nach der Rotbuche noch einmal links. Vor einem schlichten

Grabstein hält die Dame an, fischt etwas aus ihrem Mantel, beugt sich vorsichtig hinab und zündet eine Kerze an. Dann lässt sie sich vorn auf ihren Rollwagen gleiten, legt die sehnigen Hände aufeinander und bleibt still sitzen.

## 21

Heute beim Aufwachen hatte Helvetia keine Lust mehr, Helvetia zu sein. An solchen Tagen hilft es ihr, aus dem Haus zu gehen und ziellos loszulaufen. Wenn sie dafür zu müde ist, steigt sie ins nächste Tram. Zum Beispiel in den Achter. Dann sitzt und schaut sie und liebt wie die Stadt filmhaft an ihr vorüberzieht. Besser als Kino. Wenn es ihr zu eng wird, steigt sie um oder geht weiter. Mal ist ihr nach Grün, dann zieht es sie in den Rieter- oder den Belvoirpark, wo sie den Graureiher besucht. Dann und wann geht sie von da zum Hafen Enge, setzt sich schweigend neben den Löwen, liest oder guckt für eine Weile der Fontäne zu. Vielleicht spaziert sie noch bis zur Landiwiese oder sogar zur Roten Fabrik, weil man dort so lauschig verweilen und Spaghetti essen kann. Obwohl Helvetia immer ein schlechtes Gewissen hat, wenn sie Spaghetti auswärts isst. Spaghetti sollte man sich selber kochen. Manchmal hält in Wollishofen zufällig gerade ein Schiff in Richtung Bürkliplatz, was sie für gewöhnlich die Spaghetti verwerfen lässt. Natürlich wird sie auf der Fahrt sofort sentimental und fragt sich wie es wäre, wenn sie statt Nationalsymbol Matrosin auf dem Zürichsee würde. Mit einer Traube von Touristen steigt sie an der Quaibrücke aus. Je nachdem wie sehr es sie nach Bewegung drängt, setzt sie sich noch für einen Moment vor den Ganymed und zählt die Schwäne. Ihr scheint, es werden immer mehr. Wenn sie müde geworden ist, bestellt sie im Vicafé einen Flat White. Mit Sojamilch, versteht sich, weil Kuhmilch den Magen übersäuert. Das hat sie vom Ayurvedaarzt im Yogastudio gelernt. Er riet: *Kä Chuehmilch und wänn Alkohol, dänn nume schwäre Rotwii. Dä schwärscht wod findsch. Am beschtä Bordeaux.* Mit der Milch ist Helvetia konsequenter als mit dem Wein. Schuld daran gibt sie dem sozialen Trubel. Als Repräsentationsfigur ist sie zu Anlässen eingeladen, an denen noch ganz anderes als Bordeaux fließt. Helvetia trinkt den Kaffee auf der Opernhautreppe und beobachtet die Leute. Nach einer Weile macht sie sich wieder auf

den Weg. Hält kurz inne. Weiss nicht wohin. Mit dem Fünfer hoch zum Kunsthaus. Sie war schon lange nicht mehr dort. Darum steigt sie aus und lungert ein bisschen herum. Als sie sich flach vors Höllentor legt, um mal eben den Bauch zu strecken, bemerkt sie, dass sie es ganz anders in Erinnerung hatte. Dann macht sie sich auf zur Uni. Über den Neumarkt und die Strasse hoch. Den Lichthof mochte sie schon immer. Schön, keinen hier zu kennen. Noch schöner, dann doch ein vertrautes Gesicht zu entdecken. Fast ist sie verlockt, sich nochmals einzuschreiben, aber sobald ihr die Seminararbeiten einfallen, lässt sie den Gedanken los. Durchs Foyer hinaus und weiter zur Platte. Jetzt ist ihr nach Wald zumute. Sie rennt auf den Sechser, erwischt ihn und fährt zum Zoo. Dort dreht sie die alte Runde: über den Heubeeerweg hinter den Gehegen durch und bis zum Hotel Zürichberg. Von Weitem brüllt der Tiger. Dann, die Alpen! Bevor sie zurück ins Tram steigt, durchwandert sie den Friedhof Fluntern. Es ist ein guter Friedhof. Beinahe bedauert sie ihre eigene Unsterblichkeit. Für immer Helvetia zu sein – wie mühsam! Doch dann schämt sie sich den Toten gegenüber, die stumm fordern, dass sie lebe, anstatt sich immer zu beklagen. Sie stutzt. Für den Bruchteil einer Sekunde war ihr, als sähe sie einen winzig kleinen Panda zwischen den Büschen hervorlugen. Ob sie mal wieder zur Therapie sollte? Ihr Job bereitet ihr schon manchmal Sorgen, um es gelinde auszudrücken. Es ist zu viel Verantwortung, für ein ganzes Land zu stehen. Endlose Hochstaplerei, ewiges Geschwafel über Werte, die es zu wahren, und Grenzen, die es zu schützen gelte. Sie wird der Sache langsam leid. Wollte, sie könnte sich neu erfinden. Helvetia hat keinen Schimmer, was die Schweiz überhaupt sein soll. Meistens ist sie in Zürich – und weiss noch nicht einmal was Zürich ist. Ein Generalabonnement kann sie sich nicht leisten. Rätoromanisch und Italienisch spricht sie nicht und ihr Französisch ist ihr peinlich. Sie ist noch kein einziges Mal in Interlaken ausgestiegen und hat es auch nicht vor. Um nicht zu sehr ins Grübeln zu kommen und bevor sie noch weitere wilde Tiere halluziniert, schlüpft sie wieder in den Sechser. Für ein Weilchen überlegt sie, ob sie beim Central das Tram verlassen und an die Limmat soll. Sie könnte dem Wasser entlang bis nach Wipkingen bummeln, einen Happen im Wintergarten des Sphères naschen und dann über die Duttweilerbrücke den Heimweg antreten. Sie könnte sich sogar noch in die Steinschleuderschlaufe bei der Hardau fläzen und ein bisschen

träumen, bevor es eindunkelt. Aber es gibt Tage wie eben diesen, an denen reicht das nicht. Nicht nur, dass sie keine Lust mehr hat, Helvetia zu sein. Heute hat sie auch genug von Zürich. Und sie weiss: wenn die Limmat sie nicht mehr aufheitert, ist es Zeit für den Rhein. Ohne weitere Umschweife rauscht sie in den Hauptbahnhof und kauft sich ein Billett. Siebzehn Franken kostet die einfache Fahrt mit Halbtax. In diesem Licht sieht die Halle traumhaft verstaubt aus. Wie in den Schleier einer anderen Zeit getaucht. Im Vorbeigehen nickt Helvetia der blauen Angela zu. *Tschau!* Hinein in den Zug und das Handy auf Flugmodus. Unvermittelt muss sie schmunzeln und kommt sich übertrieben vor. Manche Passagiere erkennen sie und blicken erstaunt. Ansprechen würden sie sie nicht. Das ist wie, wenn man Tina Turner im Coop sieht. Man freut sich heimlich über ihre prominente Gegenwart, wüsste aber nie und nimmer, was man ihr erzählen sollte. Helvetia selbst geht das nicht anders. Wie sie so der Sonne entgegen fährt, beruhigt sie sich. 53 Minuten später sieht man sie in Basel aus dem Zug gleiten. Sie macht den Anschein, auf einer geheimen Mission zu sein. Ist sie ja auch. An der Mittleren Brücke angekommen, atmet sie auf und lässt sich Zeit, um auf die andere Seite zu gelangen. *Das Wasser führt diräkt is Meer*, fällt ihr ein und sie freut sich über den Gedanken. Unten sind Rheinkreuzer und Containerschiffe unterwegs. Es bleiben ihr etwa eine oder zwei Stunden bis Sonnenuntergang und danach noch eine ganze Ewigkeit als Helvetia. Doch wer weiss, vielleicht liegt es ja an ihr, ob sie für immer diese bleibt oder nicht. Vielleicht lassen sich auch mehrere Leben in eines packen. Sie streift ihr rotes Cape ab, lehnt Speer und Schild an die Mauer und schwingt sich erleichtert auf den Stein. Hinter irgendeinem Fenster übt jemand holprig den Boléro.

# **Theoriearbeit**

Fünf subjektzentrierte  
Formen der Stadterzählung  
im Vergleich

# 1. Einleitung

In *Die unsichtbaren Städte* (1972) lässt Italo Calvino<sup>1</sup> seinen Marco Polo dem Tatarenkaiser Kublai Khan von 55 Städten Bericht erstatten, von denen eine kurioser als die andere ist.<sup>2</sup> Sie heißen Ottavia, Bersabea oder Cloe und sind surreale Welten, die alle möglichen Facetten der Wirklichkeit reflektieren, sich aber lesen wie Träume. Im Laufe der Erzählung offenbart Marco Polo dem Kaiser, dass die Schilderungen einer gemeinsamen Quelle entspringen: seiner inneren Stadtlandschaft von Venedig.

*„Da ist noch eine, von der du nie sprichst.‘ Marco Polo senkte den Kopf. ‚Venedig‘, sagte der Khan. Marco lächelte. ‚Wovon dachtest du denn, dass ich dir gesprochen hätte?‘ Der Kaiser zuckte nicht mit der Wimper. ‚Doch hörte ich dich nie den Namen aussprechen.‘ Und Polo: ‚Jedesmal, wenn ich dir eine Stadt beschreibe, sage ich etwas über Venedig.‘“<sup>3</sup>*

Dieser Wendepunkt in Calvinos berühmtesten Werk war Zündfunke für die vorliegende Arbeit. Er beschreibt eine Schärfeverlagerung in die Innenwelt des Subjekts, die in dessen Erzählung der Aussenwelt resoniert, sich mit ihr verbindet und sie verändert. Da sich die Autorin dieser Arbeit in der Vergangenheit mit der Bedeutung und Wirkung des gebauten Raums für und auf das soziale Leben beschäftigt hat, scheint es interessant, den Weg hier in die umgekehrte Richtung zu beschreiten und das sinnstiftende Subjekt in den Fokus zu rücken. Der Schritt ins Innere, ins Subjektive der Raum- und Stadterfahrung wird von dieser begleitenden Theoriearbeit nicht zuletzt deswegen behandelt, weil die Praxisarbeit als Versuch einer künstlerisch-subjektivierenden Stadterzählung gelesen werden kann.

---

<sup>1</sup> Calvino selbst war vor allem in Sanremo, Turin, Rom, Paris und zuletzt Siena zu Hause.

<sup>2</sup> vgl. Calvino, Italo 1977 (1972). Ob im 13. Jahrhundert tatsächlich eine Begegnung zwischen dem Entdecker und dem Kaiser stattfand, ist umstritten, wird jedoch in Marco Polos *Il Milione* (2009) behauptet – einer Sammlung von Reiseberichten, auf die sich Calvinos Prosawerk stützt.

<sup>3</sup> Calvino 1977 (1972): 100

## **Fragestellung**

Befragt werden die Mittel und Möglichkeiten einer subjektzentrierten Stadterzählung und inwieweit diese mit der Bewegung durch den urbanen Raum zusammenhängt.

## **Vorgehen und Zielsetzung**

Zunächst werden fünf subjektzentrierte Formen der Stadterzählung aus unterschiedlichen Disziplinen skizziert und mittels einer hermeneutischen Textanalyse explorativ untersucht. Hermeneutisch, insofern als die Analyse einen interpretativen Umgang mit den Texten darstellt. Explorativ, insofern als relevante Analyseebenen erst im Laufe der Textinterpretation zu Tage treten. Die aus den Analysen gewonnenen Erkenntnisse werden vergleichend zusammengeführt und bilden die theoretische Basis für eine praxisorientierte Abschlussdiskussion.<sup>4</sup> Aus Analyse und Vergleich resultieren im Idealfall ein tieferes Verständnis, ein Zusammenführen und eine Art Instrumentarium der subjektzentrierten Stadterzählung aus unterschiedlichen Disziplinen sowie Erkenntnisse über deren Korrelation mit der Bewegung durch den urbanen Raum. Darauf aufbauend und abrundend wird in Kapitel 7 (*Gehen und Erfinden*) ein aktueller Ansatz aus der praxisorientierten, kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung kritisch besprochen und für den Vorschlag einer künstlerisch-subjektivierenden Stadterzählung in Erwägung gezogen.

## **Stadtbeffriff**

"Die Stadt" wird im Folgenden immer wieder erwähnt, könnte aber Verwirrung stiften, weil sie annehmen lässt, dass es noch etwas anderes gibt – das Land, die Natur oder dergleichen. In einer Zeit, da aber alles Stadt geworden, stadtwerdend oder zumindest stadtorientiert ist und da die Urbanisierung derart fortgeschritten ist, dass die Zahl der "Stadtbevölkerung" jene der "Landbevölkerung" bereits übersteigt, da sich die Stadt und das Urbane längst in unser Dasein und unser Weltverständnis eingeschrieben haben und zur unabdingbaren Selbstverständlichkeit geworden sind, fragt sich, ob man den Begriff

---

<sup>4</sup> Da es sich um eine explorative Form der hermeneutischen Textanalyse handelt, werden in den Analysekapiteln nebst den festgelegten Analyseebenen unterschiedliche Schwerpunkte und Besonderheiten erwähnt, die nicht oder nur am Rande in den Vergleich einfließen. Relevante Zwischenergebnisse der Textanalyse und -interpretation finden sich im Anhang dieser Arbeit.

der Stadt überhaupt noch verwenden kann, ohne einer überholten Stadt-Land-Dichotomie zu verfallen. Die Arbeit geht dieses Risiko dennoch ein, und zwar weil sie vom Urbanen als Lebensweise<sup>5</sup> und nicht als homogenem Raum ausgeht. Städte formen in ihrer Pluralität den menschlichen Alltag, so wie dieser seinerseits die Städte formt.<sup>6</sup> Daher sind sie mehr als Behältnisse, Plattformen oder Felder. Sie existieren auch innerhalb der und durch die Menschen, die sie beleben. Sie sind so fest wie flüchtig, so eindeutig wie vielgestaltig, so unmittelbar wie imaginär. Kurz: Städte sind paradox. "Stadt" umfasst immer Leben, die unserem eigenen fremd sind, selbst wenn sie sich in derselben Strasse abspielen – oder drei Stockwerke obenan. Diese fremden Leben teilen und *sind* die Stadt mit uns, und Bruchteile ihres Alltags werden mit Bruchteilen des unsrigen überlappen. Damit ist nicht nur die sinnlich-körperliche Erfahrung der Stadt gemeint, sondern auch die Vorstellung dessen, *wie* die Stadt ist (wodurch sie sich auszeichnet, was ihre Schwierigkeiten sind, welchen Charakter ihre Quartiere haben, usw.). Diese Ideen sind gleichermassen erlernt wie erfahren. Sie erfordern ein konstantes Vorstellen, ein erzählendes Abrufen und Fortbilden einer inneren Stadtlandschaft, die eher unbewusst (spontan, intuitiv, verinnerlicht), aber permanent wirksam und im Laufe eines Lebens (oder eines Tages) beweglich ist.<sup>7</sup>

### **Autorenwahl und Eingrenzung des Feldes**

Bei den ausgewählten Autoren handelt es sich um Sozialforscher, Journalisten, Künstler, Aktivisten und Kulturtheoretiker, die im Laufe der letzten hundert Jahre relevante Beiträge zu einer mehr oder weniger subjektzentrierten Stadterzählung geleistet haben. Sie haben ihren gemeinsamen Nenner also in einer tendenziell induktiven Herangehensweise. Ausserdem vereint sie, dass sie gegebene disziplinäre, methodische oder gesellschaftliche Grenzen im Umgang mit der Stadt nicht scheuten und diese auf unterschiedliche Weise herausforderten. Darüber hinaus verbindet sie ein Hang zur Transdisziplinarität und zum Unkonventionellen. Motiviert scheinen sie alle von einem Interesse am Wechselspiel zwischen Individuum, Raum und

---

<sup>5</sup> Zur Stadt als Lebensweise vgl. z.B. Wirth 1938

<sup>6</sup> Zum Raum als Objekt und Subjekt mehrfacher Wechselwirkungen vgl. z.B. Lefebvre 2006 (1974)

<sup>7</sup> Die virtuelle Nähe über die "Grenzen der Stadt" hinaus, die Filterblase, das "globale Dorf", die Diasporisierung, der Kosmopolitismus und andere Phänomene werden hier aussen vor gelassen.

Gesellschaft gewesen zu sein. Sie bewegten sich in nordamerikanischen und mitteleuropäischen Städten – in Chicago, Heidelberg, Frankfurt, Berlin, Paris, Cannes, Marseille, Basel, Zürich, Ulm, Kassel und New York. Ebendiese Bewegung durch den Stadtraum spielte bei ihnen allen eine prominente Rolle und nährte ihre (Denk-)Praxis.

### **Autorenübersicht**

Da ist zunächst Robert Ezra Park, Drahtzieher der Chicago School of Sociology, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts für ihre ethnographisch-journalistisch geprägten Stadtstudien berühmt wurde. Darauf wird Siegfried Kracauer besprochen, Architekt, Feuilletonist, Flaneur und Zeitdiagnostiker der 20er- und 30er-Jahre, vor allem für Berlin und Paris. Dann macht die Arbeit einen chronologischen Sprung in die Nachkriegszeit, bleibt aber in Paris mit Guy-Ernest Debord – Avantgarde-Künstler, der keiner sein wollte und der als Vorreiter der Situationisten eine "Theorie des Umherschweifens" formulierte, um sich der kapitalistischen Logik der Stadt zu entziehen. Danach weiter zu einem Zeitgenossen Debords, Lucius Burckhardt, Dozent für Architektursoziologie aus Graubünden und Basel, der sich politisch in Planungsfragen engagierte und in den 80er-Jahren in Kassel die "Spaziergangswissenschaft" erfand. Schliesslich, auch er ein Zeitgenosse letzterer beiden, Michel de Certeau, Historiker, Priester, Philosoph und Soziologe, der für eine Kulturtheorie "von unten und innen" argumentierte und der das Gehen in der Stadt als einen Akt der Stadterzeugung begriff.<sup>8</sup> Im Vorfeld der einzelnen Analysen erfolgt noch eine detailliertere Kontextualisierung.

### **Bemerkung zur Struktur der Genre- und Analysekapitel**

Die Autoren werden ungefähr chronologisch<sup>9</sup> und entlang einer vielleicht überraschenden Unterteilung besprochen. Die Kapitel entsprechen je einem "Genre" der Stadterzählung und repräsentieren folglich unterschiedliche Perspektiven auf die Stadt. Robert Ezra Park (*Gehen und Ergründen*), Siegfried Kracauer (*Gehen und Beobachten*) und

---

<sup>8</sup> Die Autoren- und Textauswahl behauptet in keiner Weise, eine vollständige Darstellung subjektiv orientierter Stadterzählungen des 20. und frühen 21. Jahrhunderts zu sein. Sie hat rein kursorischen Charakter und basiert auf den spezifischen Interessen der vorliegenden Arbeit.

<sup>9</sup> Lucius Burckhardt wird – da in Kombination mit Guy Debord – vor Michel de Certeau eingeführt, obwohl die hier von Burckhardt analysierten Texte aus den 90er-Jahren stammen und de Certeaus Aufsatz aus den 80ern.

Michel de Certeau (*Gehen und Äussern*) wird je ein einzelnes Kapitel gewidmet. Lucius Burckhardt und Guy Debord teilen sich ein Kapitel (*Gehen und Spielen*), da sie Gemeinsamkeiten aufweisen.<sup>10</sup> Die Analyse hat überdies vier Metaebenen gezeitigt, nach welchen die Kapitel strukturiert sind: *Stadtverständnis*; *Verhältnis von Subjekt und Stadt*; *Rolle der Bewegung im Raum* und *Erzählmittel*.

## 2. Gehen und Ergründen: Robert Park und die Chicago School of Sociology

### 2.1. Autor: Ein Umtriebiger

Als Robert Ezra Park 1914 die Leitung des Soziologiedepartements der Universität Chicago übernahm, war er bereits 50-jährig und hatte als Journalist, Sozialphilosoph und Bürgerrechtler eine facettenreiche Karriere hinter sich. Wie Rolf Lindner darstellt, war für sein Wirken in Chicago insbesondere die Erfahrung als Investigativreporter von Bedeutung.<sup>11</sup> Als ehemaliger City Editor diverser Zeitungen war Park in systematischer Langzeitrecherche im Feld geübt. Wichtige Impulse empfing sein Stadtverständnis aber auch 1899 in Heidelberg, wo er Seminare von Georg Simmel belegte.<sup>12</sup> Dessen Denken scheint für Parks spätere Forschungspraxis essentiell gewesen zu sein.<sup>13</sup> Allein schon, dass Simmel seinen einflussreichen Aufsatz *Die Grossstädte und das Geistesleben* mit dem Standpunkt beschliesst, die Aufgabe liege nicht darin, „anzuklagen oder zu verzeihen, sondern allein zu verstehen“<sup>14</sup>, lässt erahnen, weshalb der Text seitens Chicago School

---

<sup>10</sup> Für eine Darstellung dieser Gemeinsamkeiten vgl. Kapitel 4.3. Der Gesamtvergleich in Kapitel 6 veranschaulicht aber, dass zum Teil auch zwischen den anderen Autoren signifikante Parallelen bestehen. Diese Entscheidung im Aufbau der Arbeit beabsichtigt ausserdem keineswegs, die Eigenständigkeit beziehungsweise die Verschiedenheit von Debords und Burckhardts Positionen in Frage zu stellen.

<sup>11</sup> Lindner 2004: 117-120

<sup>12</sup> Hannerz 1980: 22-23

<sup>13</sup> Rolf Lindner schreibt den beiden sogar eine Art Seelenverwandtschaft im Hinblick auf ihren essayistischen Stil und ihre „positive Beziehung zur Grossstadt“ zu. Für beide war die Grossstadt sowohl Entfremdungs- wie auch Emanzipationsraum für das Individuum. vgl. Lindner 2004: 121 und allgemein: 120-123

<sup>14</sup> Simmel 1995 (1903): 131

als „the most important single article on the city from the sociological standpoint“<sup>15</sup> eingeordnet wurde. Journalistische Sachlichkeit war das Markenzeichen und die Innovation der Schule.<sup>16</sup> Unter Parks Leitung herrschte eine programmatische Neugierde und die Bereitschaft, vorgefasste Annahmen empirisch zu hinterfragen.<sup>17</sup> „Feldforschung“ war das Schlagwort. Die Wissenschaft aus dem Lehnstuhl zu reissen, das Ziel. Hinauszugehen, mit den Leuten vor Ort zu reden, und Zeit auf der Strasse zu verbringen, die Devise.<sup>19</sup>

## 2.2. Werk: The City

Parks Standardaufsatz *The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment* aus dem Jahr 1915<sup>20</sup> umfasst gemäss Ulf Hannerz sowohl die „Vision eines Urbanismus“, die er Parks Erfahrung als Reporter zuschreibt, wie auch ein Forschungsprogramm oder, so Lindner, gar ein Manifest.<sup>21</sup> Hannerz zufolge kann der Aufsatz als Ausgangspunkt für die darauffolgenden zwei Dekaden Chicagoer Soziologie gelesen werden.<sup>22</sup>

---

<sup>15</sup> Park, Burgess, McKenzie 1967 (1925): 219

<sup>16</sup> Lindner 2004: 121

<sup>17</sup> Vor Park hatte die sozialwissenschaftliche Forschung in Chicago (und darüber hinaus) grösstenteils eine moralisierende Linie verfolgt. Soziale Daten waren in erster Linie erhoben worden, um die Stadt zu pathologisieren und ihre vorempirisch definierten sozialen Übel zu veranschaulichen. vgl. ebd.: 117, 120, 130, 134-135

<sup>18</sup> Zwar kann von Park und seinen Schülern nicht behauptet werden, sie hätten keine moralische Agenda gehabt, doch unterschieden sie sich deutlich von ihren „weltverbessernden“ Vorgängern. vgl. Matza 1973 paraphrasiert in Lindner 2004: 135

<sup>19</sup> Die Studien, die in diesem Kontext entstanden, waren daher in methodischer und thematischer Hinsicht auch für die moderne Ethnographie bedeutend. vgl. Hannerz 1980: 31, aber auch Lindner 2007 (1990): 144-150

<sup>20</sup> Revidiert und leicht abgeändert publiziert im Jahr 1925. vgl. Lindner 2007 (1990): 125-126

<sup>21</sup> Hannerz 1980: 23, Lindner 2004: 123

<sup>22</sup> Louis Wirths *Urbanism as a Way of Life* (1938) wiederum könne als Abschluss dieser ersten Phase gelesen werden. Für Hannerz ist Wirths Text eine Art Zusammenfassung und Aktualisierung von Parks, was einerseits die Bedeutung von *The City* unterstreiche, aber auch auf eine theoretische Stagnation der Schule hindeute. vgl. Hannerz 1980: 58

## 2.3. Textanalyse:

# The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment<sup>23</sup>

### **Stadtverständnis**

Park begreift die Stadt teils als ganzes Ökosystem, teils als Einzelorganismus, der aus komplexen inneren Prozessen und Wechselwirkungen besteht und in „menschlichen Gewohnheiten wurzelt“<sup>24</sup>. Die Stadt als lebende Einheit sei Ausdruck des menschlichen Wesens, das ihr eine spezifische Form, Arbeitsteilung und soziale Schichtung verleihe. Dieser Ausdrucksprozess sei in gewisser Weise „unaufhalt-sam“ und „weder gestaltet noch kontrolliert“<sup>25</sup>. Nachbarschaften und Quartiere fasst Park als kleine Organismen im Grossen auf, die ebenfalls in konstantem Wachstum begriffen sind. Die Stadt sei ferner als „die natürliche Umgebung des freien Menschen“<sup>26</sup> und als „Nervenzentrum des sozialen Organismus“<sup>27</sup> zu verstehen. Sie sei „um den Markt herum gewachsen“<sup>28</sup> und gewisse Formen der Kriminalität seien ihr „einheimisch“<sup>29</sup>. Auch soziale Rituale und moralische Ordnungen werden von Park als ökologische Phänomene vermittelt, die sich in einer (kulturell) fremden Umgebung „beträchtlich lange erhalten“<sup>30</sup>. Durch die Koexistenz divergierender Lebensweisen befinde sich das Ökosystem Stadt in einem chronischen Zustand der Krise beziehungsweise in einem labilen Gleichgewicht der kollektiven Psychologie, das durch kleinste Erschütterungen gefährdet werde, da der Stadt auch „revolutionäre Momente einheimisch“<sup>31</sup> seien.

### **Verhältnis von Subjekt und Stadt**

Die Reaktion der Menschen auf die Krise, so fasst Park in sozialdarwinistischer Manier zusammen, bestünde in „erhöhter Leistungskraft,

---

<sup>23</sup> vgl. Park 1967 (1925): 1-46

<sup>24</sup> ebd.: 4

<sup>25</sup> ebd.: 5

<sup>26</sup> ebd.: 12

<sup>27</sup> ebd.: 23

<sup>28</sup> ebd.: 12

<sup>29</sup> ebd.: 25

<sup>30</sup> ebd.: 27

<sup>31</sup> ebd.: 22

reduzierter Effizienz oder Tod<sup>32</sup>. Das Individuum erscheint folglich als ein Organismus innerhalb des Ökosystems (oder grösseren Organismus') einer Nachbarschaft und mit Zugehörigkeiten zu Milieus innerhalb des noch grösseren Ökosystems der Stadt. Park sieht im Wesen des Menschen den Ursprung der Stadt. Es ist aber auch erst in der Stadt, da dieses Wesen ganz zum Ausdruck kommt. Parks Verständnis des Verhältnisses zwischen Subjekt und Kollektiv ist also jenes der Wechselwirkung und der Interdependenz.

### **Rolle der Bewegung im Raum**

Die Bewegung der Stadterzählenden durch den Raum kommt nur implizit zur Sprache. Aus den Forschungsfragen geht jedoch der Aufruf zu Langzeitstudien vor Ort hervor.<sup>33</sup>

### **Erzählmittel**

Ein rhetorisches Hauptmittel Parks, sich der urbanen Komplexität erzählend anzunähern, ist die Metapher. Am auffallendsten sind die zusammenhängenden Metaphern der Stadt als Organismus und Ökosystem. Damit verbunden ist eine weitere, und zwar die der Krankheit des Stadtorganismus' (oder gewisser seiner Glieder). Zwei Beispiele veranschaulichen die Ökosystem-Metapher besonders deutlich. Zum einen wäre da der Vergleich kollektiven Handelns von Menschen mit der internen Kommunikation eines Ameisenhaufens.<sup>34</sup> Zum anderen Parks Auffassung der „moralischen Klimata“<sup>35</sup>, deren es in der Stadt so viele gäbe, dass jede Sorte Mensch<sup>36</sup> ein passendes Milieu vorfinde, in der seine ihm innewohnenden Voraussetzungen zur Entfaltung kommen. Dies mache die Stadt zum idealen „Labor“<sup>37</sup> für die Untersuchung des Menschen – ebenfalls eine zentrale Metapher des Textes.

---

<sup>32</sup> ebd.: 27

<sup>33</sup> Obwohl Park den Wert der Alltagsebene und der sozialen Praxis betont, sind seine Fragestellungen stark auf Kategorisierung, Messbarkeit und Objektivität ausgerichtet. Er geht nicht auf das *Wie* der Forschung ein, sondern vor allen Dingen auf das *Was*. Angesichts dessen wäre es vielleicht sinnvoll gewesen oder müsste an anderer Stelle weiterverfolgt werden, auch Mitschriften seiner Vorlesungen oder jene Vorworte, die er für die Monographien seiner Studierenden zu schreiben pflegte (und für die er sehr bekannt war), zu analysieren. vgl. z.B. Lindner 2007 (1990): 136-140

<sup>34</sup> Park 1967 (1925): 29-30

<sup>35</sup> ebd.: 40-41

<sup>36</sup> „Abnormale“, „kriminelle“, „geniale“ und „exzentrische Typen“ inklusive. vgl. ebd.: 41-46

<sup>37</sup> ebd.: 46

# 3. Gehen und Beobachten: Siegfried Kracauer und die Flanerie

## 3.1. Kontext: Die Flanerie des frühen 20. Jahrhunderts

Die teils selbsternannten Flaneure des frühen 20. Jahrhunderts waren Intellektuelle, Schriftsteller und Feuilletonisten, die eine literarische Tradition der Stadterzählung (vor allem für Paris und Berlin) aufnahmen und weiterentwickelten. Diese Tradition hatte ihre Vorgeschichte unter anderem in den Werken von Marcel Proust, Charles Baudelaire, Honoré de Balzac oder Emile Zola, aber auch von Charles Dickens, James Joyce oder Edgar Allan Poe und anderen. Es war Walter Benjamin, der den Flaneur des 20. Jahrhunderts in seinem *Passagen-Werk* als eine Figur „auf der Schwelle“ skizzierte, deren Sichtweise ein allegorischer Blick auf die Stadt ist und die ihr „Asyl in der Menge“ sucht. „In ihr [der Menge] ist sie [die Stadt] bald Landschaft, bald Stube.“<sup>38</sup> Flanerie bedeutet eine bestimmte Form von Präsenz und Wahrnehmung im urbanen Raum. Der Flaneur bewegt sich durch den Stadtraum wie ein Müssiggänger, der seinen Müssiggang fruchtbar zu machen weiss. Er beobachtet, „liest“ und kommentiert die Stadt. Oft beschäftigt er sich mit dem urbanen Wachstum vor dem Hintergrund der Modernisierung und der Industrialisierung. Er ist der Mythos und Idealtyp eines Zeitgenossen, dem es gelingt, sich der urbanen Überdimension und Beschleunigung ein Stück weit zu entziehen, indem er die Stadt durchwandernd beobachtet.<sup>39</sup> Als Flaneure gelten unter anderem Walter Benjamin, Franz Hessel und Alfred Döblin. Weniger bekannt für seine Flanerie ist der Kulturjournalist, Soziologe und Philosoph Siegfried Kracauer, der im Folgenden eingeführt wird.

---

<sup>38</sup> vgl. Walter, Benjamin (1982): 54 V (Exposes)

<sup>39</sup> vgl. z.B. Drohsel 2016: 181-183, 186-196

## 3.2. Autor: Ein Rastloser

In seiner Kracauer-Biographie bezeichnet Jörg Später den 1889 geborenen Frankfurter als einen der führenden Köpfe der Weimarer Literaturszene.<sup>40</sup> Nach einem Architekturstudium, wandte sich Kracauer erst Ende Zwanzig ganz dem Schreiben zu. Zu dieser Entscheidung hatte ihn unter anderem Georg Simmel motiviert, der wie bereits für Park auch für Kracauer ein zentraler „philosophischer Orientierungspunkt“ war.<sup>41</sup> Anfang Dreissig trat Kracauer eine Stelle bei der renommierten Frankfurter Zeitung<sup>42</sup> an, wo er über ein Jahrzehnt lang publizierte und innert kurzer Zeit Ressortleiter des Feuilletons wurde.<sup>43</sup> Ab 1930 schrieb er von Berlin aus über Kulturthemen und fing das zunehmend angespannte politische Klima der Hauptstadt ein.<sup>44</sup> Die Machtübernahme der Nationalsozialisten zwang Kracauer, da jüdischer Herkunft, 1933 über Nacht nach Paris und wenige Jahre später in die USA.<sup>45</sup> Was ihn als Flaneur prägte, scheint einerseits Simmels Einfluss gewesen zu sein, der ihm beibrachte, „auch noch das einfachste Phänomen als Symbol zu verstehen, als etwas, das auf viele andere Zustände oder Ereignisse hindeutet“<sup>46</sup>, andererseits ein ihn schon früh charakterisierender Hang, sich in Menschenmassen, auf Strassen, in Cafés und auf Bahnhöfen herumzutreiben.<sup>47</sup>

---

<sup>40</sup> Er war beispielsweise berühmt befreundet mit Theodor W. Adorno, mit Walter Benjamin und Ernst Bloch. vgl. z.B. Später 2016: 69-75, 238-256

<sup>41</sup> ebd.: 49-51

<sup>42</sup> spätere FAZ

<sup>43</sup> ebd.: 9-11, 59-62

<sup>44</sup> ebd.: 257-271

<sup>45</sup> ebd.: 272-278, vgl. auch Kracauer 1996. Und für Einblick in sein Pariser Leben vgl. Später 2016: 362-372.

<sup>46</sup> Kracauer Werke 9.2 zit. in Später 2016: 51

<sup>47</sup> ebd.: 30-31, 364-367

### 3.3. Werk: Das Strassen-Buch

Weil Kracauer als scharfer Analytiker galt, habe die Leserschaft zum Zeitpunkt der Publikation des Strassen-Buchs<sup>48</sup> im Jahr 1964<sup>49</sup> irritiert reagiert ob des poetischen Stils, der keine klaren politischen Einschätzungen zum Zweiten Weltkrieg preisgab.<sup>50</sup> „Das Leichteste aber bleibt das Schwierigste.“, kommentiert dies Reimar Klein. In Kracauers Version der Flanerie sei die Stadt ein heterogener Raum voller Rätsel.<sup>51</sup> Der gemeinsame Nenner der Texte sei die Absicht einer „Verrückung des Geläufigen“. Sie gehen „den Spuren des Glanzes in der Welt nach“, jedoch „rauschartig“ und ohne Ziel.<sup>52</sup>

### 3.4. Textanalyse:

#### Strassen in Berlin und anderswo<sup>53</sup>

##### **Stadtverständnis**

Auch bei Kracauer ist die Stadt ein „Organismus“, „Gewebe“, „Gewimmel“, „Getriebe“ und „Getümmel“ von überwältigender Gegensätzlichkeit, innerem Chaos und „kaleidoskopartiger“<sup>54</sup> Beweglichkeit. Seine Stadt (in erster Linie Berlin) vermittelt eine gewisse Austauschbarkeit von Einzelleben, ausserdem Anonymität, Gleichgültigkeit, sogar Grauen und Schrecken. Jedoch glänzt und schimmert sie zuweilen auch, ist „Mitte des Lebens“<sup>55</sup> und „traumhaft hingeseigt“<sup>56</sup>. In seiner Stadt gibt es Platz für Improvisation, für Übernatürliches und Gespenstisches. Der Text *Aus dem Fenster gesehen* beispielsweise ver-

---

<sup>48</sup> Im Nachwort zur Neuausgabe von *Strassen in Berlin und anderswo*, das Kracauer-Texte von 1925 bis 1933 enthält, bezeichnet Reimar Klein die Sammlung als "Strassen-Buch". vgl. Klein in Kracauer 2009 (1964): 251-269

<sup>49</sup> Zusammengestellt hatte Kracauer sie bereits 1933, dem Jahr seiner Flucht nach Paris. vgl. ebd.: 251

<sup>50</sup> ebd.: 251

<sup>51</sup> ebd.: 253-254

<sup>52</sup> ebd.: 258-265

<sup>53</sup> vgl. Kracauer 1964 (1933): 28-31, 43-45, 50-52, 53-55, 69-71, 82-88, 96-99, 160-162, 174-175, 177-178, 183-186, 196-198

<sup>54</sup> ebd.: 175

<sup>55</sup> ebd.: 44

<sup>56</sup> ebd.: 55

deutlich seine Tendenz das Wirken unsichtbarer Kräfte mittels Fiktion zu evozieren.<sup>57</sup>

### **Verhältnis von Subjekt und Stadt**

Das Subjekt in der Stadt erscheint bei Kracauer relativ isoliert. Zwar bezeichnet er das Untergehen in der Anonymität mehrfach auch als eine Art Vergnügen oder Genuss, und dennoch beschreibt er immer wieder die individuelle Überforderung angesichts der Dimensionen der Grossstadt. In der *Unterführung* wird deutlich, dass ein Gefühl absoluter Unverbindlichkeit im Hinblick auf den sozialen Zusammenhalt der Stadtgesellschaft besteht. Die Pfeiler und Nägel der Unterführung bilden ein funktionsbedingtes Ganzes, die Menschmasse jedoch ein zusammenhangloses Chaos. Das Subjekt scheint der Stadt nicht gewachsen. Es geht in ihr unter und wird heimgesucht von einem Gefühl der Austauschbarkeit.<sup>58</sup>

### **Rolle der Bewegung im Raum**

Der Buchtitel legt es bereits nahe: Die Bewegung durch den Raum ist zentral. Jeder der Texte knüpft an eine Erfahrung im öffentlichen Raum an. Jeder zeichnet Figuren, Bewegungen und Phänomene in diesem Raum nach. Es ist auf der Strasse, wo Kracauer Subjekt und Kollektiv, Alltag und Politik, Traum und Wirklichkeit aufeinandertreffen und verschwimmen lässt. Die Strasse selbst wird bei ihm zum Charakter – ist Bühne und Hauptdarstellerin zugleich. Sie dient als Spiegel für Makro- und Mikroprozesse der Stadt, aber nur wer sich aufmerksam durch sie bewegt, wird sich dieser Spiegelung bewusst.

### **Erzählmittel**

Kracauer lässt den Leser an seiner Flanerie teilhaben und präsentiert seine Überlegungen als die eines ebenbürtigen Fussgängers. Auf dem Wege des Anthropomorphismus kann er seine persönlichen Beobachtungen auf das Stadtbild projizieren, ohne sich als "Ich" zu exponieren. Dingen und Ereignissen der gebauten Stadt, vor allem den Strassen, werden ein Charakter, eine Handlungskraft und menschl-

---

<sup>57</sup> Dort stellt er sich vor, wie die Gleislandschaft vor seinem Fenster einem unsichtbaren Jungen als Modelleisenbahn dient, oder wie der Rundfunkurm mit einer Reissfeder durch den Himmel gezogen wurde. vgl. ebd.: 53-55

<sup>58</sup> ebd.: 50-52

che Eigenschaften zugeschrieben. Das zieht sich als roter Faden durch alle behandelten Texte. Manchmal versetzt er sich in eine Figur hinein, wie im *Kino an der Münzstrasse*<sup>59</sup> oder im *Tänzer*<sup>60</sup>, wo er selbst zum allwissenden Erzähler wird, der Einblick hat in das Innenleben der Passanten, dieses aber lediglich durch Vorstellungskraft evoziert. Die poetische Sprache trägt zu einer Atmosphäre bei, die imstande ist, das Unsichtbare oder Undeutliche zu integrieren. Seine Sprache schafft Freiräume, die das Geheimnisvolle der Stadt andeuten, es aber nicht ausformulieren. Die komplexe Unbegreiflichkeit der Stadterfahrung wird dadurch in die Erzählung übersetzt. Kracauer skizziert die Stadt von wechselnden Standpunkten aus, er tastet sich von Alltagsphänomenen ausgehend in Politik, Wirtschaft und Makroprozesse vor. Übergeordnete und schwer fassbare Themen wie Armut, Einsamkeit, Verwahrlosung und politische Unruhen webt er in sein anthropomorphes Stadtbild ein. Der essayistische Stil hat die Wirkung eines Umkreisens der Stadt. Kracauer hat ferner einen ans Surrealistische grenzenden Umgang mit Distanz und Dimensionen: er belässt die erzählte Stadt in einem Zustand kontinuierlicher Verwandlung.

---

<sup>59</sup> ebd.: 96-99

<sup>60</sup> ebd.: 160-162

# 4. Gehen und Spielen: Guy Debord und Lucius Burckhardt

## 4.1. Guy Debord, die Lettristen und die Situationistische Internationale

### 4.1.1. Autor: Ein Strolch<sup>61</sup>

Der Biograph Vincent Kaufmann zählt Begriffe auf, die er für das Verständnis von Guy-Ernest Debord als essentiell erachtet: Freiheit, Verweigerung, Spiel, Rausch und Melancholie.<sup>62</sup> Debords Leben und Werk beschreibt Kaufmann als „poetische[s] Abenteuer“, das „einen Schlusspunkt unter die Geschichte der Avantgarden hat setzen wollen“.<sup>63</sup> Der 1931 in Paris geborene Debord wuchs in Cannes auf, wo er nach dem Abitur auf die Köpfe der Lettristischen Bewegung rund um Isidore Isou traf, die am Filmfestival für Furore sorgten.<sup>64</sup> Ihre Radikalität faszinierte ihn.<sup>65</sup> Als er bald darauf nach Paris zog, um sich ihnen anzuschließen, übertraf er sie an Radikalität aber innert Kürze, was 1952 zum Bruch der Gruppe und zur Gründung der Lettristischen Internationalen führte.<sup>66</sup> In den Folgejahren wurden die Fundamente für die Situationisten gelegt, die 1957 ihre Gründung begangen.<sup>67</sup>

### 4.1.2. Werk: Theorie des Umherschweifens

Für die vorliegende Arbeit sind insbesondere die Idee der "Psychogeographie" und die "Theorie des Umherschweifens", französisch "Dérive", relevant. Dérive meint ein „systematisches Verlorengehen durch hastiges Passieren der Stadt“. Die Lettristen und die Situationisten,

---

<sup>61</sup> Kaufmann schreibt Debord habe in den frühen 50er-Jahren, die dieser später selbst als goldenes Zeitalter der Lettristen bezeichnete, die „saumselige Existenz eines Strolches“ gelebt. vgl. Kaufmann 2004: 39, 60-68

<sup>62</sup> ebd.: 5-11, vgl. aber auch 22-23, 30-33, 67-68, 81-83, 99-107

<sup>63</sup> ebd.: 13-14

<sup>64</sup> ebd.: 19-23

<sup>65</sup> Er sah in ihnen das Erbe der Dadaisten und Surrealisten verkörpert. vgl. ebd.: 27

<sup>66</sup> ebd.: 27, 36-39

<sup>67</sup> ebd.: 132-136

allen voran Ivan Chtchegloff und Guy Debord, praktizierten es extensiv von 1953 bis in die frühen 60er-Jahre hinein. Die Paradoxie dieser Praxis, die weder Spaziergang noch Reise sein will, liegt darin, dass durch Akte der Identitätsvergessenheit die eigene Präsenz im Raum ausgedehnt werden soll – im Sinne einer antikapitalistischen Intervention.<sup>68</sup> Die Analysetexte entstammen dem Sammelband *Der Beginn einer Epoche*, der 2008 neu aufgelegt wurde und Schlüsseltexte der *Internationale situationniste*, der Zeitschrift der Situationisten, enthält. Neben der *Theorie des Umherschweifens* (1958) und der *Einführung in eine Kritik der städtischen Geographie* (1955) von Guy Debord ist darunter eine Neufassung des *Formulars für einen neuen Urbanismus* (1958) von Ivan Chtchegloff. Letztere bildet Teil der Analyse, weil der Lettrist Chtchegloff (unter dem Pseudonym Gilles Ivain) mit der Erstfassung seines *Formulars* schon 1953 den Grundstein für die Psychogeographie legte. Bereits aus den Titeln wird deutlich, dass es sich um einen programmatischen Zugang zur Stadt handelt, der revolutionären Umbruch und Utopie zum Ziel hat.<sup>69</sup>

## 4.2. Lucius Burckhardt und die Spaziergangswissenschaft

### 4.2.1. Autor: Ein Transdisziplinärer

Lucius Burckhardt war ein 1925 geborener Bündner, der in den 40er- und frühen 50er-Jahren in Basel Architektur studierte und danach in Dortmund, Ulm, Zürich und zuletzt in Kassel Architektursoziologie unterrichtete. Sein politischer Blick auf Architektur und Gestaltung begann mit dem Engagement gegen die verkehrsbedingte Zerstörung der Basler Altstadt in den 40ern.<sup>70</sup> Burckhardt vertrat einen breiten

---

<sup>68</sup> Ivan Chtchegloff wird hier aus Platzgründen nicht separat eingeführt und – womöglich zu Unrecht – mit Debord mitgedacht. Für weiterführende Informationen zu seiner Person und seiner besonderen Beziehung zu Guy Debord sowie für eine ausführliche Darstellung des Dérive und der Psychogeographie vgl. ebd.: 136-170

<sup>69</sup> vgl. z.B. Biene Baumeister Zwi Negator in Grigat et al. 2006: 5-36

<sup>70</sup> Dieses hatte die Publikation der *Basler Politischen Schriften* mit Markus Kutter und Max Frisch zur Folge, die Aufsehen erregte und in ihren *tabula rasa*-Ideen (besonders im dritten Band) an das modernistische Gedankengut der Masterpläne erinnerte. Später distanzierte sich Burckhardt von den dort formulierten Ansätzen. vgl. Burckhardt/Kutter 1953, Burckhardt/Frisch/Kutter 1955 und Burckhardt/Frisch/Kutter 1956

Designbegriff, der beispielsweise auch das Ungebaute umschloss.<sup>71</sup> Zudem setzte er sich für Pluralismus und Partizipation in der Raumplanung ein. In pädagogischer Hinsicht war Burckhardt ein Reformler. Seine Lehrtätigkeit in Kassel war transdisziplinär und stark projektbezogen, womit er den Lehrmethoden seiner Zeit voraus war. Es war in Kassel, wo er die Spaziergangswissenschaft offiziell einführte, und sie als Schwerpunkt seines Lehrstuhls zu etablieren vermochte.<sup>72</sup>

#### 4.2.2. Werk: Spaziergangswissenschaft

Die Spaziergangswissenschaft (oder Promenadologie) findet bei Burckhardt erst in den 80er-Jahren explizit Erwähnung, wurde aber schon früher von ihm praktiziert. Ihre zwei zentralen Ebenen sind laut Markus Bossert einerseits epistemologischer und andererseits pädagogischer Natur. Die epistemologische Dimension betrifft die Vorgänge der Wahrnehmung.<sup>73</sup> Burckhardts Auffassung nach sieht man in der Regel nur das, was man zu sehen gelernt hat.<sup>74</sup> Die pädagogische Ebene äusserte sich in Lehrmethoden wie den "promenadologischen Spaziergängen", die Verwandtschaft mit Performance und Aktionskunst aufwiesen. Inhaltlich thematisierte das Fach etwa urbanes Wachstum, Verkehr sowie das Informationszeitalter und behandelte die Wechselwirkungen von Wahrnehmung, Mobilität und Gestaltung.<sup>75</sup> Der von der vorliegenden Arbeit untersuchte Text *Spaziergangswissenschaft* (1995) entstammt dem Sammelband *Warum ist Landschaft schön*. Demselben Band ist der zweite Text *„Es geht um das Sehen und Erkennen“* (1993), ein Interview mit Thomas Fuchs, entnommen.

---

<sup>71</sup> Seine Berücksichtigung des Unsichtbaren umschloss auch die „Kategorien des Gewöhnlichen, des Hässlichen, des Kontextes und des Sozialen“. vgl. Stippl 2011: 23

<sup>72</sup> vgl. z.B. Stippl 2011 oder auch Schmitz 2015: [https://www.deutschlandfunk.de/querfeldeindenken-mit-lucius-burckhardt-1-3-von-der.1184.de.html?dram:article\\_id=319584](https://www.deutschlandfunk.de/querfeldeindenken-mit-lucius-burckhardt-1-3-von-der.1184.de.html?dram:article_id=319584). Zugriff: 22.05.2018.

<sup>73</sup> Bossert 2014: 139-153

<sup>74</sup> Die Wirkung davon nannte Burckhardt den „kinematographischen Effekt“ des Spazierengehens. Diesen Vorgang wollte Burckhardt sichtbar machen und so einen anderen Blick auf den Raum erlangen. vgl. z.B. Schmitz 2015: [https://www.deutschlandfunk.de/querfeldeindenken-mit-lucius-burckhardt-1-3-von-der.1184.de.html?dram:article\\_id=319584](https://www.deutschlandfunk.de/querfeldeindenken-mit-lucius-burckhardt-1-3-von-der.1184.de.html?dram:article_id=319584). Zugriff: 22.05.2018.

<sup>75</sup> Schmitz 2017: 32-41

### 4.3. Textanalyse

## Theorie des Umherschweifens und Spaziergangswissenschaft<sup>76</sup>

Obwohl sich Guy Debord und Lucius Burckhardt in vielerlei Hinsicht unterscheiden<sup>77</sup>, weisen ihre Theorien für die Interessen der vorliegenden Arbeit relevante Parallelen auf. Aus diesem Grund werden ihre Texte hier unter einem "Genre" von Stadterzählung analysiert.

#### **Stadtverständnis**

Beide Autoren vertreten Haltungen zur Stadt, Lebenswelt und Landschaft, die deren Veränderung anstreben, und beide verfolgen diese Veränderung auf dem Wege der Experimente und des Spiels mit dem Raum. Ihr Stadtverständnis ist ein kritisches, das sich gängigen Praktiken der Architektur, der Planung und des Urbanismus entgegenstellt. Was gemeinhin nicht wahrgenommen, vergessen oder übersehen wird, wollen sie sichtbar machen oder entlarven. Für Burckhardt haben diese Unsichtbarkeiten ihren Grund eher im „Steuer-System“ der menschlichen Wahrnehmung, das er als Filtern von Sehindrücken beschreibt, die sich nicht mit den vorgefassten Vorstellungen darüber decken, was das Gesehene sein soll, und folglich „Störungen“ sind.<sup>78</sup> Bei Debord ist es die kapitalistische Propaganda, die bewirkt, dass die Menschen in einem Zustand der „Schwachsinnigkeit“<sup>79</sup> leben und ihre Zeit damit verbringen diktierte Begierden zu stillen. Wo Burckhardt einen neuen Blick auf die Umwelt verlangt, fordern die Situationisten die Produktion neuer „Begierden“<sup>80</sup>.

---

<sup>76</sup> vgl. Debord 2008 (1955): 17-20, ebd. (1958): 64-67, Chtchegloff 2008 (1958): 52-56, und vgl. Burckhardt 2007 (1995): 257-300, ebd. im Interview mit Thomas Fuchs (1993): 320-326

<sup>77</sup> Es ist beispielsweise wichtig, zu beachten, dass ihre Theorien und Programme sehr unterschiedliche Gruppen adressierten. Im Falle Burckhardts waren das in erster Linie seine Kasseler Studierenden, Architektinnen und Landschaftsplaner in spe. Im Falle Debords waren es vermutlich vor allem politisch Gleichgesinnte und Interessierte, die die Leserschaft seiner Zeitschrift stellten. Letztlich war es aber beiden ein Anliegen, auch eine breitere Öffentlichkeit anzusprechen, und diese von der Dringlichkeit einer neuen Wahrnehmung beziehungsweise einer Revolution zu überzeugen.

<sup>78</sup> Burckhardt 2007 (1995): 258

<sup>79</sup> Debord 2008 (1955): 20

<sup>80</sup> ebd.: 18, Chtchegloff 2008 (1953): 54

## **Verhältnis von Subjekt und Stadt**

Das Individuum verstehen beide (in unterschiedlichem Ausmass) als fremdgesteuert, bevormundet und in Gefahr der Vereinnahmung durch dominante Narrative respektive Wahrnehmungsweisen, aber auch in der Lage, sich geistig und praktisch über die Verhältnisse hinwegzusetzen oder ihnen wenigstens zu widerstehen. Da in beiden Fällen der Raum oder die Stadt nicht unabhängig von der menschlichen Wahrnehmung zu verstehen sind, stellt die subjektive Wahrnehmung jeweils ein umstrittenes Terrain dar, das sich via Spiel oder Experiment hacken, beeinflussen und verändern lässt.

## **Rolle der Bewegung im Raum**

In beiden Fällen ist es die Bewegung durch die Stadt, vor allem die überraschende, regelwidrige oder interventionistische, die sowohl Erkenntnis- wie auch Kritikmittel ist. Sowohl Debords Umherschweifen wie auch Burckhardts Spazieren bezwecken Verfremdung und Störung der konventionellen Wahrnehmungen, die sie beide als limitiert und in einem Zirkelschluss begriffen betrachten.

## **Erzählmittel**

Auffallend ist, dass beide die Wissenschaftlichkeit, den Erkenntnisgehalt und die Objektivität von subjektiven, diffusen oder pluralen Forschungspraxen behaupten – hier in Form der Spaziergangswissenschaft, da in Form der Psychogeographie. Sie erzählen und erklären die Stadt von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus, den es nicht gibt beziehungsweise nicht gab. Burckhardt stellt eine relativ ausgeprägte Analogie zwischen dem menschlichen Wahrnehmungsprozess und mechanischen Vorgängen her, was den Menschen als Computer erscheinen lässt. Und auch Debord präsentiert das wahrnehmende Subjekt als eine Art Blackbox, das sich durch das reine Aufhalten an einem bestimmten Ort in einer bestimmten Stadt in eine bestimmte Gefühlslage versetzt sieht, die er als messbar und fest an den Ort gebunden vermittelt. Beide stellen also eine objektivierende, eindeutige und ergebnisorientierte Sprache in den Dienst eines spielerisch-experimentellen Stadtkonzepts. Man könnte ihre technisch-wissenschaftliche Sprache auch als Subversion der von ihnen kritisierten Praxen verstehen.

# 5. Gehen und Äussern: Michel de Certeau und die Kunst des Handelns

## 5.1. Autor: Ein Grenzgänger

Michel de Certeau, wie Burckhardt 1925 geboren, war Anthropologe, Soziologe, Theologe, Kulturphilosoph und Religionshistoriker. Er lebte unter anderem in Grenoble, Lyon, Paris, Genf und später auch in San Diego. Sein Schreiben war stark beeinflusst von der Psychoanalyse und der Semiotik. 1956 erhielt er die jesuitische Priesterweihe. Er engagierte sich für die Neuerung der Kirche sowie für die Annäherung zwischen der Theologie und den Geistes- und Sozialwissenschaften. Zudem engagierte er sich auch politisch, unternahm Feldforschungen und kommentierte das Zeitgeschehen. Sein Gegenentwurf zu den Kulturtheorien der Frankfurter Schule wie auch zu Foucaults Disziplinargesellschaft stand im Geist der Cultural Studies sowie der postkolonialen Theorie des späten 20. Jahrhunderts.<sup>81</sup>

## 5.2. Werk: Kunst des Handelns

*Kunst des Handelns* (1988) gilt als de Certeaus Hauptwerk. „Die Kunst des Handelns ist [...] die Möglichkeit, innerhalb einer fremden oder aufgezwungenen Ordnung die Verhältnisse (zeitweilig) zu verkehren oder ‘zu eigenen Gunsten’ zu nutzen und nicht vorgesehene Prozesse in Gang zu setzen, das heisst sich auf ‘parasitäre’ Art am offiziellen Spiel zu beteiligen.“<sup>82</sup> Die folgende Analyse behandelt ausschliesslich das Kapitel *Gehen in der Stadt*.

---

<sup>81</sup> Füssel 2018: 5-15

<sup>82</sup> Lippuner 2007: 272

## 5.3. Textanalyse: Gehen in der Stadt<sup>83</sup>

### Stadtverständnis

In de Certeaus Auffassung gibt es eine Stadt von oben und eine von unten. Von oben betrachtet „verwandelt“ sie sich in ein „Textgewebe“<sup>84</sup>, dessen Lesbarkeit sich aber als Schein herausstellt, da der Leser (oder der Fussgänger, der durch Distanz zum Leser geworden ist) „die praktischen Vorgänge des Alltags verkennen und vergessen“<sup>85</sup> muss. Die Höhe bietet ihm zwar die Möglichkeit der Rundumschau, des Panoptikums, zwingt ihn aber, Fremder und „Voyeur“<sup>86</sup> zu werden. Von oben ist die Stadt zwar wie eine „Bühne“<sup>87</sup>, die den Betrachter in eine Art „Ekstase“<sup>88</sup> des Überblicks versetzt, ihm jedoch vollkommen unzugänglich ist. Panorama und Transparenz sind Einbildungen. Es ist in dieser Vogelperspektive, da de Certeau die zeitgenössische Planung, Architektur, Geographie und Mechanismen der Kontrollausübung in der Stadt verortet und kritisiert. Dem entgegen stellt er die Perspektive von unten, die Ebene der Schritte und Fussgänger. Hier ist der Mensch von der Stadt „umschlungen“<sup>89</sup> und „schreibt sie mit, ohne sie lesen zu können“<sup>90</sup>. Hier ist es eine Stadt der Masse und somit „finster“<sup>91</sup> und „undurchschaubar“<sup>92</sup>. Hier gibt es aber auch Leerstellen, „Lücken“<sup>93</sup> und Orte jenseits des Geplanten. In den Schritten auf der Strasse sowie in anderen beweglichen, vielgestaltigen Alltagspraktiken sieht de Certeau den wahren „Stadtkern“, der jedoch ohne „Materialisierungspunkt“ ist.<sup>94</sup>

### Verhältnis von Subjekt und Stadt

De Certeau zufolge bestimmt der individuelle Umgang mit dem Raum das Gesellschaftsleben. Insofern widersteht seine Haltung der Idee eines total von Machtstrukturen durchdrungenen Alltags und verweist

---

<sup>83</sup> de Certeau, Michel 1988: 179-209

<sup>84</sup> ebd.: 179, 181

<sup>85</sup> ebd.: 181

<sup>86</sup> ebd.: 180, 181

<sup>87</sup> ebd.: 179

<sup>88</sup> ebd.: 180

<sup>89</sup> ebd.: 180

<sup>90</sup> ebd.: 182

<sup>91</sup> ebd.: 180

<sup>92</sup> ebd.: 182

<sup>93</sup> ebd.: 202

<sup>94</sup> ebd.: 188

auf das alltägliche „Spiel mit der Disziplin“<sup>95</sup>. Das Geplante sei „wie ein Sieb“<sup>96</sup>, durchsetzt von „mikrobenhaften“<sup>97</sup> subversiven Alltagspraxen. Seine Haltung stellt somit zwar eine Kritik der gängigen Urbanismus- und Planungspraxis dar, betont aber die Vorrangstellung des Alltags und des Subjekts, das fähig ist, inmitten der durchgeplanten Stadt nonkonform zu leben.

### **Rolle der Bewegung im Raum**

Die Fußgänger „kennen sich blind aus“<sup>98</sup> und sind „unheimlich vertraut“<sup>99</sup> mit dem Raum, den sie selber gehend erschaffen. Ihre Stadt ist eine „herumwandernde“, „metaphorische“<sup>100</sup>, die die geplante Stadt überlagert. De Certeau versteht das Gehen als „Äusserung“<sup>101</sup> und als Aktualisierung der Möglichkeiten des Raumes, so wie der Sprachgebrauch eine Aktualisierung von rhetorischen Möglichkeiten ist. Diese „Rhetorik des Gehens“<sup>102</sup>, wie er sie nennt, kreiert die Vervielfachung, die Mehrdeutigkeit, die Diskontinuität und mithin die Essenz der Stadt.

### **Erzählmittel**

De Certeau operiert mit ausgedehnten Analogien. Die dominanteste Analogie des Textes besteht in der Gegenüberstellung von Gehen und Sprechen. Er weitet diese zudem auf den Traum aus. Zusammen mit der Erinnerung und der Legende sieht er im Traum die Möglichkeit, das funktionalistische Stadtsystem zu erodieren, Spielräume und „verborgene Winkel“<sup>103</sup> zu schaffen, und somit überhaupt erst Bewohnbarkeit herzustellen.

---

<sup>95</sup> ebd.: 187

<sup>96</sup> ebd.: 204

<sup>97</sup> ebd.: 186

<sup>98</sup> ebd.: 182

<sup>99</sup> ebd.: 187

<sup>100</sup> ebd.: 182

<sup>101</sup> ebd.: 189

<sup>102</sup> ebd.: 191

<sup>103</sup> ebd.: 202

## 6. Vergleich und Erkenntnis

Orientierungspunkt für Vergleich und Zusammenführung der vorangehenden Textanalysen ist die Frage nach den Mitteln von subjektzentrierter Stadterzählungen. Einhergehend wird besprochen, inwiefern die alltägliche Bewegung durch den Raum mit den untersuchten Erzählformen korrelieren. Vier ineinandergreifende Metaebenen haben sich als besonders fruchtbar für die Behandlung der Frage erwiesen: das jeweilige Stadtverständnis der analysierten Autoren, ihre implizite oder explizite Darstellung des Spannungsverhältnisses von Subjekt und Stadt, die Rolle der Bewegung durch den Raum und besondere Erzählmittel zur Annäherung an urbane Komplexität. Im Folgenden werden relevante Beobachtungen pro Ebene festgehalten und diskutiert. Im Anschluss erfolgt eine Zusammenfassung der zentralen Erkenntnisse.

### 6.1. Vergleichende Zusammenführung

#### **Stadtverständnis**

Während Robert Park die Stadt als organische Struktur mit einer komplexen inneren Wechselwirkung zwischen Untersystemen und als solche für die empirisch-wissenschaftliche Forschung fassbar begreift, ist sie bei Siegfried Kracauer ein überwältigendes Neben- und Durcheinander, das er zwar teilweise wie Park als Organismus beschreibt, aber auch als Rätsel, das sich je nach Perspektive anders stellt. Bei Debord und Burckhardt wird die Stadt stärker als in den anderen Fällen als geplanter und gebauter Raum aufgefasst, dessen Nutzung und Wahrnehmung durch die kapitalistische Funktionsweise der Stadt respektive die Populärkultur kontrolliert werden. Dieser Raum wird von beiden – wenn auch weit radikaler von Debord als von Burckhardt – in einem Zustand der Umstrittenheit oder Bedrohung dargestellt. In diesem Punkt gleichen sie Park, der die Stadt in konstanter Krise und demnach ebenfalls als bedroht versteht. De Certeau schliesslich stellt einer Stadt von oben, die nur dem Anschein nach lesbar ist, eine Stadt von unten gegenüber, die undurchschaubar, aber gelebt und lebendig

ist. Seine Stadt wird erst durch die alltägliche Praxis ihrer Bewohner erzeugt. In allen Auffassungen umschließt die Stadt auch Unsichtbarkeiten, die den feinstofflicheren Ebenen des Subjekts und des Alltags zuzuordnen und nur schwer oder gar nicht greifbar sind.

### **Verhältnis von Subjekt und Stadt**

Bei Park stehen Stadt und Subjekt in einer Wechselwirkung. Die Stadt entwächst dem menschlichen Wesen und verhilft diesem Wesen zugleich zu seinem Ausdruck, da sie komplex genug ist, um allen menschlichen Voraussetzungen das geeignete „moralische Klima“ zu gewähren. Auch bei Kracauer besteht eine Wechselwirkung zwischen Stadt und Individuum. Sie verschmelzen nicht zur Symbiose, aber bedingen einander. Die spannungsgeladene Verflochtenheit von Individuum und Kollektiv äussert sich bei ihm in alltäglichen Phänomenen und Stimmungen. Bei Debord und Burckhardt schiebt sich ein mechanischer, Blackbox-artiger WahrnehmungsfILTER zwischen Individuum und Stadt, der einer Konditionierung des Sehens und Verstehens entspricht. Die Konditionierung entspringt der individuellen Vorprägung, die bei Debord in erster Linie die kapitalistische Propaganda und bei Burckhardt die Populärkultur bewirken. Das Individuum ist hier also in einem Zustand weitgehend unbewusster Bevormundung, den es in beiden Fällen zu überwinden gilt. Bei de Certeau erschafft erst die alltägliche Praxis des Individuums die Stadt. Zwar hat sie eine Ordnung oder Struktur jenseits des Subjekts, aber als solche ist sie siebartig und voller Spielräume, die dem alltäglichen Handeln und der individuellen Schöpfung, vorbehalten sind.

### **Rolle der Bewegung im Raum**

Die Bewegung im Raum steht bei Park in direkter Verbindung mit der Feldforschung. Dem Unterwegssein im öffentlichen, halböffentlichen und privaten Raum kam in seiner Lehre eine überragende Rolle zu. Im hier untersuchten Aufsatz geht er allerdings kaum darauf ein. Kracauers Schilderungen fassen derweil alle auf Beobachtungen im öffentlichen Raum und auf der Strasse. Letztere wird bei ihm zu einem Spiegel der Aussen- und Innenwelt, zu einer Schnittfläche zwischen Individuum und Gesellschaft. Bei Debord und Burckhardt ist die Bewegung durch den Raum Spiel und Mittel, diesen Raum in seiner herkömmlichen und vorgegebenen Logik zunächst zu entlarven, zu

stören und zu transformieren. Im Gehen selbst sowie in Modulationen der Gehgewohnheiten vollzieht sich ihre Subversion im Sinne eines Wahrnehmungshacks. Bei de Certeau äussert und aktualisiert das Gehen den Raum, verleiht ihm erst und immer wieder neu Bedeutung, lässt ihn aufleben und verändert ihn. Die Schritte der Menschen sind für ihn der eigentliche Stadtkern. Die Bewegung im Raum ist daher sowohl Sinnbild wie Realisierung seine Perspektive von unten.

### **Erzählmittel**

Park vermittelt die Stadt als Organismus oder Ökosystem in kritischem Zustand. Es ist auffallend, dass er gerade dort, wo von besonders komplexen Sachverhalten die Rede ist, Naturvergleiche einsetzt. Im Falle des kollektiven Handelns ist das beispielsweise der Vergleich mit der Ameisenkolonie. Sein wichtigstes Erzählmittel ist die Metapher, vor allem die der Stadt als Organismus. Bei Kracauer wiederum scheint das wichtigste Mittel der Anthropomorphismus zu sein. Indem er Stadt und Stadtphänomene vermenschlicht, gelingt ihm der Brückenschlag zwischen Raum und Individuum, zwischen Mikro- und Makrokosmos. Debord und Burckhardt bedienen sich einer technisch-wissenschaftlichen Sprache. Man könnte sagen, dass auch hier ein metaphernhafter Transfer, eine Zweckentfremdung geschieht. Es scheint fast so, als würden sie die Wissensgebäude, die sie kritisieren, mit deren eigenen sprachlichen Waffen schlagen wollen. So äussert sich Debord der Geographie und Ökologie gegenüber geringschätzig, benutzt aber deren Terminologie für die Erläuterung der Psychogeographie. Und Burckhardt fordert die etablierten Praxen der Architektur und Planung heraus, indem er ein erfundenes Fach durchsetzt. Schon der Begriff der Spaziergangswissenschaft wirkt ironisch oder provokant. Man könnte den beiden also eine Art rhetorisches Hacking und/oder Ironisierung unterstellen. De Certeau schliesslich arbeitet mit differenzierten Analogien. Er assoziiert das Gehen mit dem Sprechakt und den Sprechakt wiederum mit dem Traum als Formen der „Äusserung“.

## 6.2. Erkenntnisse

### **Fluide Interdependenz durch Fokus auf Handlungskraft**

Die untersuchten Stadterzählungen bilden die fluide Interdependenz von Individuum, Raum und Gesellschaft ab, indem sie dem Subjekt Handlungskraft zusprechen. Diese Handlungskraft muss allerdings vom Individuum selber wahrgenommen werden, um an Wirksamkeit zu gewinnen. In allen untersuchten Zugängen erscheint die Stadt als Ausdruck subjektiver Wahrnehmung und Handlung. Sie erwächst dem Alltag und erlangt allein in ihrem Gebrauch durch Subjekte Bedeutung. Das macht sie zum Objekt individueller und kollektiver Handlung. In unterschiedlichem Ausmass wird der Stadt zudem selber Subjektcharakter zugeschrieben. Sie wirkt zurück auf die Menschen, deren Leben, Körpern und alltäglichen Praktiken sie entspringt. Diese Wechselwirkung kommt bei allen Autoren zur Sprache, wird aber unterschiedlich interpretiert. An einem Rand des Spektrums droht die Stadt das Subjekt zu überwältigen, am anderen Rand findet sie immer erst durch dessen Alltagspraxis zum Leben.

### **Bewegung als Berührungsfläche von Innen und Aussen**

Die Handlungskraft des Subjekts findet in den untersuchten Stadterzählungen ihren Ausdruck vorwiegend in der Bewegung durch den Raum, wo Individuum und Stadt sich reflektieren, bedingen und gestalten. Die Bewegung durch den Stadtraum wird als Spiegelfläche von Mikro- und Makrokosmos dargestellt. Sie bildet (mit unterschiedlicher Gewichtung) Berührungspunkt zwischen Aussen- und Innenwelt, zwischen Allgemeinem und Persönlichem, zwischen geplantem und gelebtem Raum. In ihr manifestiert sich die Spannung zwischen Einzel- und Stadtkörper.

### **Vorstellungskraft in der Vermittlung urbaner Komplexität**

Die Komplexität der Phänomene, die durch den Fokus auf fluide Interdependenz zu Tage treten, verlangt von den untersuchten Stadterzählungen den Einsatz von Vorstellungskraft. Selbst die objektiveren der Betrachtungen bedienen sich Formen der Fiktionalisierung, um sich der urbanen Unbegreiflichkeit anzunähern. Obschon sich ihre Erzählmittel unterscheiden, kann zusammenfassend gesagt werden,

dass sie insbesondere das Subjektive, Persönliche, Ephemere und Alltägliche mittels Metaphern, Analogien, Anthropomorphismen sowie Sinnbildern erzählen.

### **Suche nach komplementären Mitteln der Stadterzählung**

In den untersuchten Stadterzählungen offenbart sich mithin ein Spannungsfeld zwischen Ver- und Entwissenschaftlichung in der Behandlung und Vermittlung von Stadt. Alle befassen sich mit dem Verhältnis von Objektivität und Subjektivität (und analog mit Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit). In ihren unterschiedlichen Ansätzen zeigt sich der Kontrast zwischen einer Erzählung von weitem, aussen oder oben, die Anspruch erhebt auf Expertenwissen, und einer Erzählung von nahem, innen oder unten, die einem Teilnehmerwissen den Vorrang gibt. Um Letzterem mehr und mehr gerecht zu werden, zeigt sich, so liesse sich behaupten, mit und seit Park eine Suche nach komplementären Mitteln (Transdisziplinarität, Literarizität, Experiment, Hacking, Spiel und Subjektivierung) der Stadterzählung.

## 7. Gehen und Erfinden

Um zu ergründen wie Stadt auf subjektzentrierte Weise erzählt wird und werden kann, wurden fünf Herangehensweisen oder "Genres", die mit der subjektiven Ebene operieren, analysiert und verglichen. Die gewonnenen Erkenntnisse dienen dem Folgenden als theoretisches Fundament. Mit Bezug auf einen aktuellen und praxisorientierten Beitrag aus der Erinnerungsforschung und sich der "Suche nach komplementären Mitteln in der Stadterzählung" anschliessend, wird hier über die Möglichkeit einer künstlerisch-subjektivierenden Methode der Stadterzählung nachgedacht.

### 7.1. Gehen und Erinnern: Souveneur

De Certeaus *Gehen in der Stadt* fand jüngst auch in der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung Verwendung. Der Berliner Urbanist, Stadtplaner und Gedächtnisforscher Karsten Michael Drohsel

bedient sich de Certeaus "Rhetorik des Gehens" als Handlungsgrundlage für die Entwicklung einer Forschungsfigur, die er als "Souveneur" bezeichnet und deren Praxis die Sichtbarmachung von ortsgebundenen Erinnerungen bezweckt.<sup>104</sup> In Bezugnahme auf de Certeau, dessen Theorie er sozusagen operationalisiert, und in Verbindung mit der Flanerie von Walter Benjamin erörtert Drohsel das Verhältnis von Körper- und Denkbewegung sowie die Erlebbarkeit von Zukunft und Vergangenheit in der Bewegung durch den Raum.<sup>105</sup> Drohsel beabsichtigt eine „Methodisierung des erinnernden Gehens“ und als Fernziel eine „Demokratisierung der Erinnerungsarbeit“.<sup>106</sup> So übersetzt er de Certeaus Gedankengut in die Erinnerungsforschung. Drohsels Ansatz ist für die vorliegende Arbeit relevant, da er einen aktuellen Versuch darstellt, eine "Tradition" der subjektzentrierten Stadterzählung für die Zwecke seines Fachs praxisorientiert weiterzuentwickeln. Er sucht Wege, um die Flanerie für die Gegenwart aufzubereiten und vertieft den entwissenschaftlichten Fokus auf die Innenwelt des Subjekts, das sich erinnernd durch den Raum bewegt. Deshalb dient sein Ansatz im Folgenden als ein praxisbezogenes Pendant, das von ähnlichen Interessen, wenn auch von anderen Zielen als die vorliegende Arbeit geleitet ist. Er bildet die Brücke zwischen der Analyse und dem Vorschlag einer komplementären Erzählmethode.

## 7.2. Vom Erinnern zum Erfinden

### **Das Erfinden der Vergangenheit und der Zukunft**

„Da Gehen in der Gegenwart stattfindet, sich in die Zukunft richtet und Räume eröffnet, die durch Vergangenes geprägt sind, ist anzunehmen, dass es einen Bezug zwischen den unterschiedlichen Zeitschienen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft herstellen kann. Gehen betont auf diese Weise das 'Werden', nicht das 'Sein'[...].“, schreibt Drohsel.<sup>107</sup> Es bietet es sich an, diesen Gedanken fortzuführen. Orte

---

<sup>104</sup> Drohsel 2016: 170-180

<sup>105</sup> ebd.: 160-166, 172-174, 208-216

<sup>106</sup> ebd.: 174, 180-183, 202-204

<sup>107</sup> ebd.: 180

dienen als Katalysen für den Download von Gedächtnisinhalten.<sup>108</sup> Was die vorliegende Arbeit daran interessiert: Das Evozieren der Vergangenheit umfasst einen Erfindungs- oder Fiktionalisierungsakt, der sich aus unhinterfragten Annahmen, Vorwissen und Vorstellungskraft speist. An dieser Stelle lohnt es sich, noch einmal an Burckhardts und de Certeaus Wahrnehmungsmodelle zu erinnern. Bei Burckhardt filtert die Wahrnehmung das Erlebte auf Bekanntes und ist demnach in einem Zirkelschluss gefangen, den es mittels Wahrnehmungshack zu überwinden gilt. Bei de Certeau wirkt die Wahrnehmung (auf Ebene der Strasse) weitgehend unbefangen. Er schreibt dem sich durch den Raum bewegendem Subjekt eine Einzigartigkeit der Vorstellung zu. Bei de Certeau besteht folglich kaum ein Unterschied zwischen den Vorstellungen von Vergangenheit und Zukunft. Beide Richtungen oder, mit Drohsel, "Zeitschienen" erfordern vom Individuum einen Akt der Imagination. Drohsel betont in diesem Punkt die Sichtbarmachung oder den Download, aber für de Certeau bedeutet "Sichtbarmachung" kein lineares Aufzeigen von fest im Raum gespeicherten Daten. In seinem Verständnis "von unten" dient das Gehen nicht allein der Enthüllung, sondern der Aktualisierung, Erweiterung und eigentlichen Erzeugung des Raums.

### **Das Erfinden der Gegenwart**

Weil das Gehen eine Praxis der Gegenwart, Gegenwärtigkeit und Vergewärtigung ist, lässt sich sagen, dass sich die oben nachgezeichnete Erfindungsbewegung nicht nur auf die Vergangenheit oder die Zukunft richtet, sondern stets auch auf die Gegenwart. Denn die Stadt der Gegenwart (zumindest de Certeaus „metaphorische“<sup>109</sup> Stadt der Fussgänger) ist unabhängig von Zeitschienen immer eine projizierte oder eben erfundene Stadt. Wenigstens dann, wenn man davon ausgeht, dass die Gegenwart, wie de Certeaus Stadt der Fussgänger, keinen Manifestierungspunkt hat, weil sie formloser Berührungsmoment von Vergangenheit und Zukunft ist. Kurz: Dass sowohl die Gegenwart wie auch die Stadt immer gleichzeitig flüchtig und werdend sind. Dann trägt jeder Gang durch die Stadt das Potential, sie bewusst

---

<sup>108</sup> In dieser Auffassung des Downloads, die entscheidend ist für die Entwicklung seines Souvenirs, beruft sich Drohsel weitgehend auf die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann und deren theoretische Beiträge über das kulturelle Gedächtnis. vgl. z.B. ebd.: 152

<sup>109</sup> de Certeau 1988: 181-182, 208

oder unbewusst neu zu erfinden. Ob dieses Potential wirklich einer Ingangsetzung oder Moderation von aussen bedarf, wie Drohsel im Hinblick auf seine Erinnerungsarbeit behauptet, ist fraglich. Natürlich haben die meisten Menschen, die nicht wie Kracauer "Berufsflaneure" sind, in erster Linie ihren Alltag im Kopf und nicht den Impuls, ständig imaginäre Städte zu entwerfen. Doch auch dieser Alltag verlangt nach kontinuierlicher Einbindung in eine innere Stadtlandschaft. Hier könnte man sich also von Drohsel und einer planungsorientierten Auffassung davon abwenden, was im Hinblick auf die "metaphorische Stadt" gesteuert, organisiert oder vor Verlust bewahrt werden muss. Denn Drohsels Versuch der Objektivierung der metaphorischen Stadt enthält, mit de Certeau betrachtet, ein Dilemma: Man kann nicht gleichzeitig „Ikarus“<sup>110</sup> und Fussgänger sein.<sup>111</sup>

### 7.3. Eine komplementäre Methode künstlerisch-subjektivierender Stadterzählung?

Die behandelten Autoren, mit Ausnahme von Siegfried Kracauer, üben zwar Kritik an gängigen Praxen der Stadterzählung, vor allem aber tasten sich auf unbekanntes methodisches Terrain vor. Ganz in diesem Sinne geht es auch in der vorliegenden Arbeit weniger um eine kritische Bewertung etablierter Praxen, und mehr um ihre Übersetzung in eine komplementäre Methode der Stadterzählung. Vorgeschlagen wird eine künstlerisch-subjektivierende Annäherung an jene bewegliche und schwer fassbare Alltagsebene der Stadt, die alle von Park bis Drohsel interessiert hat. Diese Annäherung besteht ebenfalls in der Entwicklung einer Figur, ähnlich der des Souveneurs. Diese hier wäre aber nicht Expertin "im Feld", wie sich das Drohsel, aber in gewissem Masse auch Park und Burckhardt vorstellten. Sie wäre (zunächst) auch keine Figur, die Andere als Katalysator<sup>112</sup> dazu animiert, ihre Vorstellungskraft einzusetzen. Sie wäre auch keine Archivarin oder Archäologin, die möglichst viele raumgebundene Assoziationen speichert, weil sie sie vom Verschwinden bedroht sieht. Die Basis ih-

---

<sup>110</sup> ebd.: 180

<sup>111</sup> Auch Drohsel selbst äussert sich in seinem Fazit zu dieser Schwierigkeit. ebd. 2016: 265-266

<sup>112</sup> z.B. ebd.: 216

rer Praxis wären demnach nicht "die Anderen", sondern das sich durch den Stadtraum bewegende, erfindend-beobachtende Selbst. Ihre Herangehensweise lässt sich theoretisch mit Michel de Certeau rechtfertigen und praktisch mit Siegfried Kracauer vergleichen. Letzterer stellt eine Art Ausreisser unter den behandelten Autoren dar. Sein essayistischer Stil ist analytisch, aber behauptet keine Wissenschaftlichkeit. Das dürfte natürlich auch daran liegen, dass Kracauer für die Leserschaft der Frankfurter Zeitung und nicht wie die meisten der anderen für die Akademie schrieb. Er verfolgte kein Forschungsprogramm wie Park oder Burckhardt, ersann keine Tabula-Rasa-Utopie wie Debord und versuchte nicht, vor dem Stadtgemenge zum "Ikarus" zu werden. Sein Wissen war immer nur ein ahnendes, aber damit so nah an der unbegreiflichen Stadt, wie man ihr vielleicht kommen kann. Kracauers Stil hat daher gewissen Vorbildcharakter für die hier vorgeschlagene komplementäre Erzählmethode. Letzterer geht es darum, mit dem fiktionalen, poetischen oder assoziativen Potential einer subjektivierenden Stadterzählung zu experimentieren. Wenn man dem Subjekt neben seiner Fähigkeit zur Zeugenschaft auch Erfindungsreichtum, Ausuferung und Verflechtung zuspricht und diese Erfahrungsebene zu vermitteln sucht, gelangt man zu dem, was der Praxisteil dieser Arbeit sein will: ein Spiel ortsbezogener Vorstellungskraft.

## 8. Schluss

### 8.1. Zusammenfassung

Die hermeneutische Textanalyse dieser begleitenden Theoriearbeit hat explorativ untersucht, mit welchen Mitteln subjektzentrierte Stadterzählung operiert. Es hat sich gezeigt, dass das Subjektive, Ephemere und Komplexe in allen Fällen häufig mit Hilfe von Metaphern, Analogien, Anthropomorphismen sowie Sinnbildern vermittelt wird. Es kommen demnach in Stadterzählungen diverser Disziplinen diverse Fiktionalisierungstechniken zum Einsatz, um sich der unsichtbaren, subjektiven oder inneren Dimension der Stadt erzählend anzunähern.

Die Auseinandersetzung der Autoren mit dem Verhältnis von Subjektivität und Objektivität, Persönlichem und Allgemeinem, gelebten und geplantem Raum wird überdies begleitet von einem Spannungsfeld zwischen Ver- und Entwissenschaftlichung der Stadterzählung. Um der urbanen Komplexität und der subjektiven Erfahrung von Stadt gerecht zu werden, zeigt sich mit und seit Park eine Suche nach komplementären Erzählmitteln (via Transdisziplinarität, Literarizität, Experiment, Hack, Spiel und Subjektivierung). Es lässt sich sagen, dass die untersuchten Autoren dort, wo sie an die Grenzen von Sprache und Empirie (Sichtbarkeit, Messbarkeit, Nachvollziehbarkeit) stossen, in unterschiedlichem Masse und vermutlich mit einem unterschiedlichen Grad an Bewusstsein zu Mitteln der Poesie greifen.

Basierend auf diesen Erkenntnissen und bezugnehmend auf einen aktuellen Ansatz aus der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung wurde probiert, sich der Suche nach komplementären Mitteln einer subjektzentrierten Stadterzählung anzuschliessen. Mit dieser Absicht wurde der Vorschlag einer künstlerisch-subjektivierenden Erzählmethode skizziert, mittels welcher die innere Stadtlandschaft des Subjekts und seine Fähigkeit zur ortsgebundenen Vorstellungskraft stärker in den Mittelpunkt rückt. Es wäre dies ein Versuch, sich der Stadt von dort aus zu nähern, wo sie am feinstofflichsten ist: der Imagination ihrer Subjekte. Grundlegend dafür ist die Annahme, dass dort, wo man glaubt, im Dunkeln einer subjektiven Innenwelt zu tapen, auch Fenster zur Aussenwelt zum Vorschein kommen können.

## 8.2. Reflexion

### **Annahmen**

Die dem Vorschlag einer künstlerisch-subjektivierenden Stadterzählung vorangehende Annahme, dass sich das subjektive Stadtverständnis in einem steten inneren Erfindungsprozess befindet, der sich aus den Wechselwirkungen von Subjekt, Stadtraum, Alltag und Gesellschaft speist, soll an dieser Stelle kurz diskutiert werden. Grundannahme ist: Die Erzählerin ist sowohl Ausdruck wie auch Ausdruckverleihende der Stadt. Diese Doppelrolle rechtfertigt den Ge-

danken, dass die Erzählerin etwas über den Alltag der Stadt erzählen kann, indem sie von ihren subjektiven und ortsgebundenen Assoziationen ausgeht. Dass also, so wäre die Behauptung, auf dem Wege des Individuellen etwas über das Soziale ausgesagt werden kann.<sup>113</sup> Das heisst nicht unbedingt autobiographisch, aber persönlich zu erzählen. Wege zu finden, um die Stadt "durch sich hindurch klingen" zu lassen und darauf hoffen, dass in diesem Klang mehr zu hören ist als reine Selbstbespiegelung. Dass in die Gedankenbilder der Erzählerin, die sie von bestimmten Orten der "äusseren Stadt" in ihre innere Stadtlandschaft und wieder zurück wandern lässt, soziale Phänomene und Prozesse bewusst oder unbewusst eingewoben sind. Dass die Wirklichkeiten dem Erdachten also in gewisser Weise innewohnen und durch es durchschimmern.

## Kritik

Läuft eine so drastische Form der Subjektivierung nicht Gefahr, das politische und ökonomische Ringen um den Stadtraum zugunsten eines verklärten und selbstbezogenen Stadtbildes auszublenden? Ist ein Weitertragen des Flaneur-Mythos nicht unzeitgemäss, geradezu eskapistisch angesichts der zeitgenössischen Herausforderungen, die uns (oder Anderen) das urbane Leben stellt (z.B. die räumliche Festschreibung und Reproduktion sozialer Ungleichheit, die Erosion der Strasse, die Hegemonie des Autos, die Preisgabe nichtkommerzieller Orte)? Ist es nicht unangebracht, für Fiktionalisierung zu plädieren zu einem gesellschaftlichen Zeitpunkt, an dem Empirie und Sachlichkeit gefährdet und alternative Fakten die Regel sind? Haben wir uns nicht längst in die Einbildung verrannt? Diese und weitere Kritikpunkte wären sorgfältig zu diskutieren. Es sei hier nur noch einmal betont, dass die vorgeschlagene Herangehensweise als komplementäre Erweiterung und Übersetzung verstanden werden will und nicht als Substitut für etablierte, objektive und wissenschaftlich fundierte Ansätze der Stadtforschung und -vermittlung.

---

<sup>113</sup> Die Erzählerin kann die soziale und die individuelle Prägung ihrer Wahrnehmung dabei nicht mit Gewissheit auseinanderhalten. Sie kann es versuchen, aber sie muss im Spielraum der Mutmassung bleiben. Sie kann ihre soziale, ökonomische, politische Position sichtbar machen und reflektieren. Sie kann ihre Biographie, ihre Ressourcen, ihre Macht oder Ohnmacht offenbaren. Sie kann aber nicht mit Sicherheit feststellen: *hier* ist alles mich sozial Bedingende und Erlernte, und *hier* sind mein Charakter, meine Neurosen, meine Träume. Ihr Individuelles und ihr Soziales stehen in einer permanenten Wechselwirkung. Deshalb wird ihre persönliche Erzählung der Stadt beides enthalten, ohne dass sie selber genau weiss, wo ihr Individuelles aufhört und wo ihr Soziales beginnt.

## Ausblick

Herausfordernd an der inneren Stadtlandschaft ist ihre Uferlosigkeit. Der Reichtum an Metaphern, den die Theoriearbeit zeitigte, ist denn im Grunde auch nicht überraschend. Andri Gerber hat darauf hingewiesen, dass es fruchtbar wäre, Stadtmotaphern systematisch zu untersuchen. Eine solche Stadtmotaphorologie könnte wertvolle Aussagen über die jeweilige Zeit, Gesellschaft und deren Verhältnis zur Stadt generieren, denn Metaphern gehören seiner Ansicht nach „zu den besten Indikatoren der Ideologien der Zeit“.<sup>114</sup> Auch im Hinblick auf die Praxis gleicht die innere Stadtlandschaft einem Fass ohne Boden. Die Erzählerin der "inneren Stadt" kann aus einem Quadratmeter der "äusseren Stadt" eine Geschichte entwickeln, die nicht nur von Person zu Person, sondern auch von Moment zu Moment höchstwahrscheinlich eine andere wäre.<sup>115</sup> Soweit möchte der Vorschlag hier nicht gehen, obwohl angenommen wird, dass ein kollektiver Erfindungsprozess konstant im Gange ist, ohne dass er systematisiert oder überhaupt erst bewusst sein muss. Den Ansatz einst weiterzuentwickeln (Einbezug mehrerer Personen in den Erfindungsprozess, gemeinsame subjektivierende Spaziergänge à la Burckhardt, Verlorengelien à la Debord, "ortsgebundene Downloads" beispielsweise via *écriture automatique* oder das Festmachen der Erzählungen an anderen Erscheinungen im Raum wie Bäumen, Brücken und Bauwerken) ist aber durchaus denkbar.

## 9. Literaturverzeichnis

Benjamin, Walter (1982): Das Passagen-Werk. Gesammelte Schriften. Bd. V. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag.

Biene Baumeister Zwi Negator (2006): Situationistische Revolutionstheorie – Communistische Aktualität und Linke Verblendung. In: Stephan Grigat et al. (Hg.), Spektakel Kunst Gesellschaft. Guy Débord und die Situationistische Internationale. Berlin, Verbrecher Verlag: 5-36.

---

<sup>114</sup> Gerber 2016: 10

<sup>115</sup> Wenn Calvins Marco Polo dem Kublai Khan heute also seine 55 Geschichten von Städten, die Venedig entspringen, zu erzählen weiss, dann wüsste er morgen vielleicht noch einmal und übermorgen wieder so viele. Von vielen Menschen gleichzeitig praktiziert, wäre dies also eine grenzenlose, kaleidoskopische Form partizipativer Stadterzählung.

Bossert, Markus (2014): Spazieren als Wissenschaft. In: Ueli Mäder et al. (Hg.), Raum und Macht. Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit. Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt. Zürich, Rotpunktverlag: 139-153.

Burckhardt, Lucius / Kutter, Markus (1953): Wir selber bauen unsere Stadt. Ein Hinweis auf die Möglichkeiten staatlicher Baupolitik. Basler Politische Schriften 1. Basel, F. Handschin.

Burckhardt, Lucius / Kutter, Markus / Frisch, Max (1955): Achtung: die Schweiz. Ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag zur Tat. Basler Politische Schriften 2. Basel, F. Handschin.

Burckhardt, Lucius / Kutter, Markus / Frisch, Max (1956): Die neue Stadt. Beiträge zur Diskussion. Basler Politische Schriften 3. Basel, F. Handschin.

Burckhardt, Lucius (2007 [1980]): Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft. Kassel, Martin Schmitz Verlag.

Calvino, Italo (1977 [1972]): Die unsichtbaren Städte. München, Hanser Verlag.

de Certeau, Michel (1988): Kunst des Handelns. Leipzig, Merve Verlag.

Drohse, Karsten Michael (2016): Das Erbe des Flanierens. Der Souveurenur - ein handlungsbezogenes Konzept für urbane Erinnerungsdiskurse. Bielefeld, transcript Verlag.

Füssel, Marian (2018): Zur Aktualität von Michel de Certeau. Einführung in sein Werk. Wiesbaden, Springer VS.

Gerber, Andri (2016): Prolegomena einer Stadtmetaphorologie. In: *Common*. Journal für Kunst und Öffentlichkeit, 6: 6-11.

Hannerz, Ulf (1980): Exploring the City: Inquiries Toward an Urban Anthropology. New York, Columbia University Press.

Kaufmann, Vincent (2004): Guy Debord. Die Revolution im Dienste der Poesie. Berlin, Verlag Klaus Bittermann.

Kracauer, Siegfried (1996): Berliner Nebeneinander. Ausgewählte Feuilletons 1930-33. Zürich, Edition Epoca.

Kracauer, Siegfried (2009 [1964]): Strassen in Berlin und anderswo. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag.

Lefebvre, Henri (2006 [1974]): Die Produktion des Raums. In: Jörg Dünne / Stephan Günzel (Hg.), Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag: 330-340.

Lindner, Rolf (2004): Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung. Frankfurt am Main, Campus Verlag.

Lindner, Rolf (2007 [1990]): Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt am Main, Campus Verlag.

Lippuner, Roland (2007): Sozialer Raum und Praktiken: Elemente sozialwissenschaftlicher Topologie bei Pierre Bourdieu und Michel de Certeau. In: Stephan Günzel (Hg.), Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften. Bielefeld, transcript Verlag: 265-277.

Mersch, Dieter (2010): Einleitung. Ansätze des Posthermeneutischen. In: Dieter Mersch (Hg.), Posthermeneutik. Berlin, Akademie-Verlag: 7-30.

Park, Robert / Ernest Burgess / Robert McKenzie (1967 [1925]): The City. Chicago / London, University of Chicago Press.

Polo, Marco (2009): Die Wunder der Welt – II Milione. Frankfurt am Main, Insel-Verlag.

Schmitz, Martin (2015): Querfeldein denken mit Lucius Burckhardt (1/3). Von der Urbanismuskritik zur Spaziergangswissenschaft. In: Deutschlandfunk. [https://www.deutschlandfunk.de/querfeldein-denken-mit-lucius-burckhardt-1-3-von-der-1184.de.html?dram:article\\_id=319584](https://www.deutschlandfunk.de/querfeldein-denken-mit-lucius-burckhardt-1-3-von-der-1184.de.html?dram:article_id=319584). Zugriff: 22.05.2018.

Schmitz, Martin (2017): Kommentar. In: Burckhardt, Lucius: Landschaftstheoretische Aquarelle und Spaziergangswissenschaft. Berlin, Martin Schmitz Verlag: 32-41.

Simmel, Georg (1995 [1903]): Die Grossstädte und das Geistesleben. In: Otthein Rammstedt (Hg.), Gesamtausgabe Georg Simmel. Bd. 7 Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag: 116-131.

Situationistische Internationale (2008): Der Beginn einer Epoche. Edition Nautilus, Hamburg.

Später, Jörg (2016): Siegfried Kracauer. Eine Biographie. Berlin, Suhrkamp Verlag.

Stippl, Hannah (2011): Nur wo der Mensch die Natur gestört hat, wird die Landschaft wirklich schön. Die landschaftstheoretischen Modelle von Lucius Burckhardt. (Diss.)

Wirth, Louis (1938): Urbanism as a Way of Life. In: *American Journal of Sociology*, 44, (1): 1-24.

# Fazit

Die Erkenntnisse in Form von drei zusammenhängenden Thesen:

**Fluide Interdependenz zwischen Subjekt, Raum, Alltag und Gesellschaft wird durch einen Fokus auf individuelle Handlungskraft verdeutlicht.**

Subjektzentrierte Stadterzählungen aus unterschiedlichen Disziplinen legen den Fokus auf die Handlungskraft des Individuums, um die fluide und komplexe Interdependenz, die zwischen Individuum, Stadtraum, Alltag und Gesellschaft wirkt, zu veranschaulichen. Die Grundannahme dieser Wechselwirkung, die allen untersuchten Texten vorangeht, impliziert, dass selbst wissenschaftliche Betrachtungen der Stadt von eindimensionalen Narrativen absehen und sich pluralen, transdisziplinären und alltagsorientierten Narrativen zuwenden, was wiederum eine Art "Entwissenschaftlichung" der Stadtforschung nach sich zieht.

**Die Bewegung durch den öffentlichen Stadtraum als Berührungsfläche von Innen und Aussen eignet sich als Basis einer subjektivierenden Stadterzählung.**

Die fluide Interdependenz wird in den meisten der untersuchten Stadterzählungen insbesondere in der Bewegung durch den Raum sichtbar. Es ist in dieser Bewegung, da sich Einzel- und Gesellschaftsleben, Gelebtes und Geplantes, Intimes und Allgemeines kontinuierlich begegnen, bedingen und beeinflussen. Die Bewegung durch den Raum scheint katalysierend auf die Entwicklung der inneren Stadtlandschaft einzuwirken. Aus diesem Grund eignet sie sich als Grundlage für eine subjektzentrierte wie auch für eine subjektivierende Stadterzählung. Im Laufe der Bewegung kann das Individuum eventuell (und vor allem durch Schärfung oder Manipulation der eigenen Wahrnehmung) seine Handlungskraft im Raum realisieren und ausdehnen.

Verschiedene Disziplinen suchen und erproben komplementäre Methoden der Stadterzählung und bedienen sich in der Vermittlung urbaner Komplexität der Vorstellungskraft. Um der fluiden Interdependenz sowie der subjektiven, ephemeren und alltäglichen Vielschichtigkeit von Stadt gerecht zu werden, suchen und erproben die behandelten Stadterzählungen komplementäre Methoden. Im Zuge dessen verlassen oder erweitern sie die Grenzen ihres Fachs und experimentieren mit Literarizität, Hacking, Spiel und Subjektivierung. Die Untersuchung hat in dieser Hinsicht auch gezeigt, dass Stadterzählungen aus diversen Disziplinen an die Grenzen von Sprache und Empirie anlangend, in unterschiedlichem Masse und vermutlich mit einem unterschiedlichen Grad an Bewusstsein zu poetischen Mitteln (Metaphern, Analogien, Anthropomorphismen) und Formen der Fiktionalisierung greifen.

# Anhang

## Forschungstagebuch

### in Auszügen

#### **26-6-2018**

Nicht schlecht. Habe einen neuen Zeitplan erstellt. Einen Emergency-Zeitplan. Zwei Monate bleiben bis zur selbstgewählten Deadline. Ich muss ein anderes Wort finden für Deadline. Lifeline ist aber zu naheliegend. Zeitplan ist also mal gemacht und wirkt nicht einmal so abwegig. Ich meine... den Umständen entsprechend. Was noch? Arbeite am Zusammentragen des Textkorpus. Habe mich heute endlich eingehender mit Burckhardt beschäftigt. Morgen: Situationisten und Dérive. Dürfte nicht allzu schwierig sein, weil die nicht sonderlich viel geschrieben haben.

#### **27-6-2018**

Ich habe die Textproduktivität der Situationisten völlig unterschätzt. Bin auf ein Buch der Edition Nautilus aus Hamburg gestossen, die eine Vielzahl von Schlüsseltexten der SI auf rund 300 Seiten versammelt. Sehr wertvoll für meine Zwecke. Habe schon Diverses kopiert und werde morgen herausfinden, welche Passagen sich am besten eignen. Den Vormittag habe ich noch einmal ganz Burckhardt gewidmet. Hier ist es leider weniger eindeutig, welche Texte brauchbar wären. Morgen: Wieder Situationisten und Dérive. Allerdings: sollte auch Platz sein für Georges Perec und ggf. Michel de Certeau. Problem: hier habe ich die Bücher schon retourniert. Warum? Wer weiss.

#### **28-6-2018**

Ich habe die Lektüre der situationistischen Literatur sehr unterhaltsam gefunden. Vielleicht gerade, weil die Texte ihre Empörung, Wut, Eitelkeit und allgemeine Verachtung für den Stand der Dinge so gut reflektieren. Es muss ein interessanter, aber auch anstrengender Haufen gewesen sein rund um Guy Debord. Man schreibt ihn übrigens ohne égü. Sie eignen sich gar nicht so schlecht, um sie mit Burckhardt in einem Kapitel zusammenzustiefeln. Auch, weil sie in eine ähnliche Zeit und politische Stimmung fallen. Zwar entwickelt Burckhardt die Spaziergangswissenschaft erst in den 80ern, aber seine Politisierung bzgl. Stadt beginnt viel früher. Die Basler Politischen Schriften stammen ja z.B. aus den 50ern.

#### **03-07-2018**

Irgendwie ein unproduktiver Tag, wenig Schlaf, wenig Konzentration und trotzdem hab' ich mein Tagesziel mehr oder minder erreicht. Ich weiss welche Texte ich von Droschel und de Certeau nehme (je rund 20S). Mache mir Sorgen um den Umfang des Textkorpus... Klar: meine Herangehensweise ist explorativ bis exzentrisch. Natürlich handelt es sich nicht um eine mikroskopische Analyse, sondern um eine breite, fast essayistische. Ob man das überhaupt darf, ist fraglich, aber ich gehe mal mit Basils Vorschlag des Querlesens und des Vergleichs auf 2-3 definierten Ebenen. Er muss mir ja dann

sowieso noch Grünlicht geben am Sonntag. Anyway. Ich würde sagen pro "Genre" nicht mehr als 40S. Alles darüber würde die Arbeit verwässern.

Wie gehe ich die Schreibe an? Führe ich jedes Kapitel mit einem Überblick ein? Wann erfolgt die Vergleichsleistung? Wann die Definition der Ebenen? (Davor.) Und der Aufbau? Vielleicht: Kurzes Einführungskapitel pro Genre (mangels eines besseren Begriffs), also Stadtsoziologie, Feuilleton, Kunst/Architektur, Kulturwissenschaft und... trans-/künstlerische Forschung. Vielleicht erfolgt erst nach dem Vergleich das Kapitel über künstlerische Annäherung und die Eigenleistung bestünde dann darin, eine Methode der künstlerisch-subjektivierenden Stadterzählung vorzuschlagen. Der Schluss würde die Erkenntnisse zusammenfassen und einen Ausblick vornehmen, wohin man sonst noch gehen könnte mit "meinem Ansatz", d.h. kollektive Interventionen, Spaziergänge, Performances, Zeichnen vor Ort, Film, Züri City Card, usw. Apropos: es wird eine Herausforderung sein, das Thema Identität einzuflechten, obwohl mir das wichtig ist. Fast noch wichtiger ist zwar: wie schafft man ein Zeitdokument, das sowohl ethnographischen wie auch ästhetischen Wert hat? Das sowohl projiziert wie auch diagnostiziert? Das zugleich spielerisch und ernst gemeint ist? Das sich über dominante Erzählstränge hinwegsetzt und sie entlarvt? Blablabla. Zu viel Konzept für den gegenwärtigen qualitativen Stand des Inhalts. Morgen: Kracauer-Texte definieren. Max. 40S. Es wäre cool pro Genre nur eine Exponentin (sind ja zwar alles Typen, die ich ausgewählt habe) zu behandeln. Wäre das denkbar? Soll ich den Rest in die Fussnoten packen? Die Fussnoten machen mir jetzt schon Bauchweh.

#### **04-07-2018**

Muskelkater. Kracauer. Da ich die Texte schon ziemlich genau kannte ging die Auswahl schnell. Ich komme auf genau 40S, die ausschliesslich aus dem Strassen-Buch stammen – so gern ich das andere gelesen habe, ich brauche es nicht. Je nachdem, welche Ebenen ich auswähle für die Analyse werden einige der ausgewählten Texte interessanter sein als andere. Jedoch erfüllen alle das Flaneur-hafte, zeigen seinen Gebrauch der Poesie, des Literarischen, des Fiktiven und verweben das Beobachtete mit dem Gewussten, das Kleine mit dem Grossen. Insgesamt wirklich einfach erstaunlich und in gewissem Sinne schon das, was ich eigentlich selber machen will. Das ist immer humbling. Herauszufinden, dass es das, was man vorhatte, längst gibt.

#### **05-07-2018**

Ging gut. Bin mit den Chicagoern schnell durchgewesen. Habe den Simmel Text *Grossstädte und das Geistesleben* gelesen und bin begeistert. Überlege mir, ihn in den Korpus aufzunehmen, vielleicht dient er aber besser als Kontext... Scanne ihn aber mal. Sicherheitshalber. Habe jeweils 40-50S pro Kapitel. Das sind sehr viele. Tant pis.

#### **06-07-2018**

Habe alle Texte zusammengeführt. Das Pdf umfasst 160S (ohne Simmel, aber mit Cer-teau). Etwas lang, aber nun gut: ich werde ja sowieso eher kursorisch vorgehen. Das Textkorpus wäre damit bereit. Bei Texten oder Archiven ist Korpus übrigens ein Neutrum. Bei Möbeln ein Maskulinum. Sonntag: Mail an Basil mit Update und Korpus zum Check und Grünlicht.

**09-07-2018**

Erste Seite geschrieben: das Einführungskapitel zur Chicago School. Es gibt jetzt also endlich ein Dokument, das "masterarbeit" heisst!!! Es werden aber zu viele Zeichen und das obwohl ich erst eine Sekundärquelle verwendet hab (von drei).

**10-07-2018**

Zweite Seite geschrieben. Es sind jetzt schon 5'400 Zeichen (mit) und ich darf offiziell nur 30'000. Sehr riskant. Sehr, sehr riskant. Habe immerhin alle Sekundärquellen eingebunden und bereits ein Literaturverzeichnis begonnen.

**11-07-2018**

Zum Kracauer-Kapitel: Was dort rein müsste ist eine Skizze der frühen Flanerie. Die Namen Hessel und Benjamin sollten kurz vorkommen. Vielleicht sogar Zola und Proust. Ich muss zu Hause schauen, ob ich da die ganzen Bücher noch habe. Schlimmstenfalls auch Internet oder halt MIZ. Ich muss ja nicht ins Detail gehen (vgl. Zeichenzahl).

**12-07-2018**

Geniale Kracauer-Biographie von Jörg Später (2016) entdeckt. Fast schon gefährlich. Und die Zeichenanzahl: zum Davonlaufen. Ich bin jetzt schon bei über 11'000 Zeichen (mit). Das heisst allein mit den Einführungen käme ich, wenn ich diesen Umfang beibehalte, auf rund 25'000 Zeichen. Dann gäbe es aber noch keine Einleitung, keine Analyse und keinen Schlussteil. Geschweige denn irgendwie ein nettes Vorwort oder so. Das Vorwort kann ich mir also gleich schonmal sonst wohin kleben.

**13-07-2018**

Ganz okay. Bin relativ weit mit den Situationisten und habe auch hier eine spannende Bio entdeckt. Aber wie immer ist die Zeichenzahl problematisch und die Zeit drängt.

**15-07-2018**

Suboptimal. Hinke hinterher. Immerhin Debord mehr oder weniger fix und mit Burckhardt begonnen. Ist aber noch zerfleddert und ungenau. Vielleicht liegt's an den dreissig Mückenstichen, die mit ablenken. Irgendwer muss ja Schuld sein, wenn nicht ich. Wenn ich an die Analysephase denke, dann wird mir latent schlecht. Das wird der totale Leap of Faith und ich werde meine ganze Assoziationskraft ausfahren müssen.

**16 bis 17-07-2018**

Die Bib geht immer schon um 16 Uhr zu im Moment, dafür ist sie wunderbar still. Aber das lässt dann oft nicht zu, das Forschungstagebuch (oder: Froschfangstagebuch!) brav zu führen, weil ich jeweils überstürzt packen und fliehen muss, bevor mich irgendein Bibliothekar gewaltsam zum Gehen bringt. Auf jeden Fall läuft's erstaunlich gut, was vielleicht daran liegt, dass ich meine Tagesziele z.Z. eher bescheiden formuliere. Mit den Einführungskapiteln bin ich soweit durch – auch wenn kaum was zur Gedächtnisforschung drin ist, was mir ja ursprünglich Zugang hätte verschaffen sollen zu meiner "Imaginateuse". Aber ich glaube es kommt trotzdem gut und warte mal Basils Reaktion ab. Morgen: Rückzug an den Bodensee mit Angelina, Laptop und Textkorpus. Davor Einlesen zu Hermeneutik und Bearbeiten von Basils Inputs.

### **18 bis 20-07-2018**

Die Zeit war Basils Rückfragen gewidmet. Habe Vorwort und Einleitung geschrieben. Ausserdem Dieter Merschs Einleitung in die Posthermeneutik gelesen. Höchst interessant – habe das Gefühl all dies sei relevant für mich. Aber das ist natürlich auch verhängnisvoll. Zwischendurch habe ich noch aus Dummheit die Filterkaffeemaschine zerstört und musste nach Amriswil fahren, um sie zu ersetzen. Trotzdem sehr produktiv.

### **22 bis 24-07-2018**

Genauere Lektüre aller Textkorpus-Elemente ausser Drohsel. Erste gute Fahrten. Morgen: Aufschreiben, was aufgefallen ist. Muster destillieren und Ebenen ableiten.

### **25-07-2018**

Drohsel auch noch einmal genau gelesen. Er eignet sich am wenigsten für den Einbezug in die Analyse. Begründen kann ich es nur damit, dass er mir wie eine Sekundärquelle vorkommt. Einer, der zusammenführt und damit dem nahekommt, was ich selber vorhabe. Darum hat Basil recht, wenn er sagt, dass Drohsel als Basis für das letzte Kapitel dienen könnte. Dann beschränkt sich die Analyse auf: Park - Kracauer - Debord - Burckhardt - de Certeau.

### **26-07-2018**

Aufnahmen der Metaphernspur. Texte werden nun auch auf Techniken der Fiktionalisierung hin analysiert. Mit Park begonnen und finde es bis anhin sehr ergiebig.

### **27-07 bis 02-08-2018**

Viel Zeit bei Stephan im Glattpark verbracht. Bibliothek ist immer noch geschlossen. Guter Arbeitsfluss. Habe am Sonntag die Analysen fertiggestellt und am Montag *Gehen & Erinnern* begonnen. Dann zwei Tage nichts getan wegen Hochzeit und Wolfis rundem Geburtstag. Gestern weitergeschrieben und angestrengt zu kürzen versucht. Ein paar sehr kitschige, pseudo-philosophische Abschnitte gestrichen. Jetzt ist also mehr oder weniger alles da. Nur: es gibt noch viel zu tun was die Stringenz der Argumentation anbelangt. Es könnte schon helfen, wenn ich (a) genauer werde in der Begrifflichkeit. (b) Die Analysen nach den Ebenen strukturiere, also *Stadtverständnis, Verhältnis Individuum-Kollektiv, Erzähltechniken und Rolle der Bewegung*. (c) *Gehen & Erfinden* irgendwie (wie?) enger an die Analyse binde und (mit Hilfe von Drohsel) zu einer besseren Brücke mache hin zu meinem Vorschlag. (d) Den Vorschlag wirklich auf das *Gehen & Erfinden*-Kapitel beschränke und den Schluss fazitartig halte. Die Theorie nun zu Michelle ins Erstredigat. Mal sehen, was sie sagt. Heute muss ich mich wieder voll der Praxis zuwenden. Jetzt ist 14 Uhr. Habe bis 24 Uhr Zeit. Es ist 78 Grad warm.

### **03 bis 08-08-2018**

Praxistexte überarbeitet. Lange Überlegungen und Gespräche wegen der Sprache. Es läuft wahrscheinlich auf eine Mischung aus Dialekt und Standarddeutsch hinaus. Könnte klappen.

### **08-08-2018**

Feedback von Michelle. Wichtigster Kritikpunkt: Leserführung, Moderation, Rahmensezung, Montage.

# Textanalyse

## Zwischenresultate von Recherche & Auswertung

### Robert Ezra Park

Natur und Pflanzen

Krankheit, „Abnormalität“ und Versehrtheit

Krise, Spannung, Mobilität und Gleichgewicht

Psyche, subtile Kräfte, Unbewusstes, Gefühl

Stadt, die aus vielen Städten besteht

Soziale Praxis und Markt (physische, ökonomische, politische Organisation)

---

### The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment (1925)

- 1: city as „something more“, as state of mind, as product of nature
- 2: as constellation/unit resulting from ecological and economic forces, organic internal relations, psychophysical mechanism, expression of interests, only relevant through use by humans
- 3: urban life as varied, subtle, complicated, places of customs, beliefs and social practice. Dilemma to resolve: intimate knowledge and disinterested study.
- 4: city as living entity (product of nature), as complex structure rooted in human habits and customs, resulting in a moral and a physical organization of social life that form one cultural complex
- 5: human nature as inevitably characterizing the place (almost in a wild/organic way leading to a certain cityscape, a certain division of labor, a certain social segregation) > not designed nor controlled. City as subject to subtle influences.
- 6: Wechselwirkung, Nachbarschaften als kleine Organismen im Grossen, als „localities with sentiments“, wo sich die Vergangenheit der Gegenwart einschreibt, growing/moving on
- 7: local interests breed local sentiments, neighborhood as basis for political control, but without formal organization (instead: spontaneous > expressing local sentiment)
- 8: neighborhoods „suffer“, can be stimulated, controlled, predicted
- 9: neighborhoods can be unhealthy, evil, intimate, „destroyed in their permanency and intimacy“, can have a moral tone that reveals to the researcher things about human nature and behavior. Here is an unquestioned assumption in the approach to studying the city: We should study (...) these methods (for stimulating and controlling local communities) (...), since it is just the method by which objects are practically controlled that reveals their essential nature, that is to say, their predictable character (Gesetzmässigkeit).“ (8-9) > Er geht also davon aus: Es gibt so etwas wie eine essentielle Natur, ein Wesen der Community und dieses Wesen unterliegt einer Art Vorhersehbarkeit.
- 10: „vice districts“, neighborhoods/areas are towns in town

- 11: Forschungsfrage: What is there in the subconsciousness – in the forgotten or dimly remembered experiences – of this neighborhood which determines its sentiments and attitudes?
- 12: Die moderne Stadt ist eine „convenience“ des Handels und „schuldet ihre Existenz dem Markt“, „around which it sprang up“. City as natural environment of the free man, (to a certain degree)
- 13: city as market and market as a new model of social organization, success as dependent on concentration on a special(ized) vocation
- 14: city as bringing about vocational types through division of labor, individuals in special jobs determine the individuality (character) of the vocational type as well as of the city.
- 15: city as a place of interdependence between individual and community
- 16: social solidarity as based on common interests as opposed to based on sentiment/habit (sentiment as conservative (rel. to prejudice and taboo)/interest as objective and change-inducing)
- 17: city as in a state of unstable equilibrium req. continuous readjustments,
- 18: modern city as highly mobile and mobility as conducive to abstract thinking and intellectual abilities
- 19: city as req. constant readjustments to novel conditions, reports of prices in the stock exchange comparable to news > both cause readjustments. City as in a state of constant crisis.
- 20: city in a state of crisis, instability, tension (in public, in crowds), subject to psychologic factors
- 21: manipulation of crises and of crises as possible through (coll. behavior & psyche)
- 22: city as a laboratory for the study of collective behavior (revolutionary moments are endemic), chronic condition of crisis, as unstable equilibrium. Vgl. Forschungsfragen! (psychology of crisis, Vergleich zw. Mob violence & financial panics, effects of newspaper reports and propaganda)
- 23: vgl. Forschungsfragen (control of crowds, prices compared to public opinion, city as „nerve centers of the social organism),
- 24: city as disintegrating (primary relationships and moral order)
- 25: vgl. Forschungsfragen (family sentiments, attitudes, mores on the subject of the family) und (endemic (einheimisch) crime, conditions for juvenile delinquency in racial groups, home mores responsible for criminal manifestations in immigrant groups)
- 26: city as place where people „meet and mingle who never fully comprehend one another“, isolation
- 27: city as intensifying all effects of crisis, sozialdarwinistische Auffassung von der „städtischen Krise“ - entweder zu grösserer Fitness, reduzierter Effizienz oder Tod führend. Social rituals and moral orders as sth that can „maintain itself for a considerable time“ > like plants/fremde Arten.
- 28: Reform as indoor sport
- 29-30: Analogie zwischen Städten und Ameisenhaufen zur Beschreibung von „corporate action“ (instictive, senso-motor, or ideo-motor levels of communication > „so subtle, that it is difficult to conceive“)
- 30: > „simple and automatic communication on the instinctive level“, reflex communication about „sentiments, attitudes, and organic excitements“
- 31: darauf basiert er dann seine Überlegungen zu sozialer Kontrolle

32: vice as form of disease, vgl. All die Forschungsfragen hier zur Alkoholfrage, „Many of these questions can be answered only by a study of individual experiences. Vices undoubtedly have their natural history, like certain forms of disease. They may therefore be regarded as independent entities which find their habitat in human environment, are stimulated by certain conditions, inhibited by others, but invariably exhibit through all changes a character that is typical.“ und commercialized vice as indigenous to cities.

34: elections as artificial crises

35: political machine/political boss as a „feudal“ form of organization compared to a chief-clan-dynamic, „remedy for all sorts of administrative evils“

36: Vergleich mit „primitiver Gesellschaft“, vgl. Forschungsfragen (sentiments and attitudes and interests which find expression through (the political organization of the city), moral regions)

38: „bureaus of research (...) springing up“ ... wie Pilze

39: vgl. Forschungsfragen (control and controlledness of the press by public sentiment)

40: moral region, moral distance, moral milieu, moral climate, „mobilization of the individual man auch eine Art breitere Metapher“, weil nicht nur wörtlich gemeint, city as melting pot (of race and culture), „shock of contact“, „latent energies“ (of primitive peoples) > being „released“ through shock > „subtler processes of interaction have brought into existence (...) temperamental types“, city as mosaic of little worlds „which touch but do not interpenetrate“,

41: city life as superficial, individual art of life as depictable only by fashion and front, attraction and lure of the city: like the attraction of the flame for the moth, ökologische Auffassung des geeigneten „moralischen Klimas“ für jedes Individuum, das es früher oder später in der Stadt finden wird. „in which his peculiar nature obtains the stimulations that bring his innate dispositions to full and free expression.“ > diese Voraussetzungen sind weder Interesse noch „Sentiments“, sondern „fundamentaler, primitiver“

42: idea of seeds or innate dispositions seeking to grow, flourish, express themselves. Wieder der Pflanzenvergleich: „In the city many of these divergent types now find a milieu in which, for good or for ill, their dispositions and talents parturite and bear fruit.“ vgl. Forschungsfragen (moral qualities and native character, connection between mental and moral qualities, „order of intelligence“, types of intelligence)

43: „Forces“ as a recurring idea, vagrant, suppressed, latent impulses/wild and natural dispositions that need to be purged (z.B. Symbolically through art, sports, play)

44: „normal and healthful expression of individual temperament“, vgl.

Forschungsfragen (characteristic mental types which are attracted by the freedom that certain moral regions offer)

45: social contagion > Ansteckungs idee > „(...)crushed together in an unhealthy and contagious intimacy, breed in and in, soul and body, so that it has often occurred to me that those long genealogies of the Jukes and the tribes of Ishmael would not show such a persistent and distressing uniformity of vice, crime, and poverty unless they were peculiarly fit for the environment in which they are condemned to exist.“ > solche moral regions seien daher „natürlich, wenn nicht sogar normal“

46: Stadt macht „abnormale Typen“ sichtbar... und ist daher ein geeignetes Laboratorium oder eine Klink für die Untersuchung der menschlichen Natur

# Siegfried Kracauer

Anthropomorphismus

Entmenschlichung

Unsichtbare Kräfte, Merkwürdiges, Surreales und Geheimnisse

Vorstellungskraft/Hineinversetzung

Stadt, Menge, Nebeneinander

---

## Strassen in Berlin und anderswo (1964)

28-31 (Schreie auf der Strasse): freundliche Strassen, nette Bäumchen, Platz brüht Skandal aus, Autos beschreiben ihre Bahnen, Strassen als Zeugen, Strasse glitzert böß, Strasse evoziert Schrecken, Strassen schreien ihre unerträgliche Leere heraus Allgemeine Stimmung der Unheimlichkeit – z.T. An Surrealismus grenzend (merkwürdige Schreie, Erwartung des Krachs, verborgene Spannung).

Menschenmenge „wie das Liniengewirr eines Schnittmusterbogens“, Stimmung ist „als läge (...) ein Sprengstoff bereit“, politische Krawalle haben einen „durchdringenden Geruch“.

43-45 (Lokomotive über der Friedrichstrasse): Dächer und Lokomotive über der Friedrichstrasse „entswinden im Nichts“, Lokomotive hart verwaist, ein unbemerkter Gast kommt und geht ohne wahrgenommen zu werden, eine Rückblende evoziert die Reise, die er hinter sich hat „Man muss sich vorstellen“, Friedrichstrasse wird als endlos, als unermesslich, als Gewimmel, als ausschweifendes Fest, als Gebraus, als Betrieb, der sich selber genug ist, als Strasse der Strassen, als Mitte des Lebens, als Weltachse dargestellt. Sie „glänzt“, „lodert“ und ist Gleichnis rötlichen Lebens“, Der unbemerkte Gast in der Lokomotive hat nur durch einen Spalt Einsicht.

50-52 (Die Unterführung): Unterführung ruft Grauen hervor, „Höllentunnel“, „für alle Zeiten gefügt“, Mensch und Mauer sind „kaum noch zu unterscheiden“, es gibt dort „längst verwelkte Mauerblümchen“, denen „nur die Nietnägel lauschen“, Bettler verwechselt Menschen mit Steinen, Frau scheint „aus der Mauer gequollen“ und „starrt mechanisch“, „vollkommenes System toter Stoffe“ trifft auf „Unvollkommenheit des lebendigen Chaos“, Menschen haben keine Funktion, Eisenstützen schon, Stützen „wie Feinde“, Mauern „wie Zuchthäuser“, zum Trost imaginiert er „bessere, schönere Konstruktionen“

53-55 (Aus dem Fenster gesehen): manche Stadtbilder als „Geschöpfe des Zufalls, die sich nicht zur Rechenschaft ziehen lassen“ (...) (und) niemals der Gegenstand irgendeines Interesses gewesen“ sind, Stadtbild als Landschaft, da es sich „bewusstlos behauptet“, „Unbekümmert um sein Gesicht dämmert es durch die Zeit.“ Stadt als Bild und als Naturschauspiel, Platzanlage hat „wunderbare Fähigkeit“ und „märchenhafte Geschicklichkeit“ der Unsichtbarkeit, „hat eine Tarnkappe auf“, „entzieht sich“, der Platz „genießt (...) das unvergleichliche Glück, gewissermaßen inkognito im Trubel leben zu dürfen“. Weite, Glanz, Trost, Größenverschiebungen durch die Idee des Knaben, „der irgendwo unsichtbar kniet“ und Modelleisenbahn spielt und auch die Idee, dass der Rundfunkurm „mit der Reissfeder dünn durch ein Stück Himmel gezogen ist“, gleichzeitig Ruhe und Geriesel/Getümmel, Rundfunkurm nachts als „strahlender Baum“, als Leuchtturm, der „einen Lichtkegel rundum schickt“,

„die Nacht abtastet“ und bei Sturm „über die hohe See und deren Wogen fliegt“. „Die Erkenntnis der Städte ist an die Entzifferung ihrer traumhaft hingesagten Bilder geknüpft.“

69-71 (Stehbars im Süden): träumende Städte (Norden) und Stadt als Traum (Mittelmeer), „das am Tag gelebte Leben“ ist hier (im Süden) „lückenhaft“, voller „Hohlräume“, „Abbruchstellen“ und „Löcher“, aus denen „verdeckte Gehalte aufsteigen“, Stadt als Gewebe, als Organismus, in den „unsichtbar gespreizte Finger eingreifen“, die „trennen“ und „zerstückeln“, Bar als Spiegelkabinett und Schatzhöhle, „Spiegel, die sich (...) bemühen“, Gegensatzspiele: „flüchtige Schriftzüge beanspruchen Dauer“, „Wirklichkeit erweist sich als Trug“, Zigarettenpaketstapel sind Triumphsäulen, „Stühlen und Tischen mangelt die Sesshaftigkeit“, „Besucher verwandeln sich in Nomaden“ und stehen „wie die Worte eines Kreuzworträtsels“ nebeneinander, Bars als winzige Häfen, „Palastgefüge werden von ihren Spiegeln aufgelockert“, „So verliert der aus dem Hafen Scheidende den Sinn für die Masse des Lebens, das hinter ihm liegt. Es zerfällt ihm in lauter einzelne Teile, aus denen er die Bruchstücke eines anderen Lebens improvisieren mag. Der Wert der Städte bestimmt sich nach der Zahl der Orte, die in ihnen der Improvisation eingeräumt sind.“ > aus Alltagsphänomen wird Sozialstudie

82-88 (Wärmehallen): Trübe und Armut als Geschwister, Schimmer der Armseligkeit, Frauen in der Wärmehallen sitzen und warten „als erwarteten sie an einer östlichen Grenzstation die Ankunft des Zuges“, Bibliothek hat im Schrank der Wärmehalle „ihre letzte Ruhestatt“ gefunden und „bestreitet ihre Existenz“ mit xy Büchern und „erhebt sich in einem Anfall von Übermut“ zu xy Buch, Armut, die nichts zu verlieren hat, vs. Armut, die nichts mehr gewinnen kann, Glanz der Bürgerlichkeit/Schein der Verhältnisse, Tagesheim als Sackgasse, Weihnachtstransparent, das überwintert, um „durch seine magische Gewalt die entschwundene Fröhlichkeit festzuhalten“, Strassen ohne Sanftmut, Verbindung zur Makropolitik durch Hinweis auf Lenin/Stalin-Plakate und auf deutsche Schönheitskönigin.

96-99 (Kino in der Münzstrasse): Die Menge als träger Fluss unter der Last der Arbeitslosigkeit, Bilderwände der Kinos „gleichen schönen Uferpunkten, an denen sich das Publikum staut“, geistiger Hunger, Zeitvertrieb „weniger ein Vergnügen als ein Mittel, das die Gespenster der bösen Zeit vertreibt. Sie verwenden es wie eine Medizin“, Nutzlosigkeit trübt den Blick, Mädchen überlegt sich, ob es eintreten soll (von aussen vermutet), Frau steht da und kaut, weil sie nichts zu tun hat und bleibt bis in die Nacht hinein stehen (von aussen vermutet), Jacken und dünne Mäntel flüstern miteinander, „Die Sonne scheint, aber was geht diese Menschen die Sonne an?“, „die Sonne zieht unverrichteter Dinge ab“

160-162 (Der Tänzer): Baumreihen stramm wie Rekruten in Laubmonturen, Austauschbarkeit der Mieter, Trottoirs sind viel zu breit, Strasse sieht grossstädtisch aus „Dennoch langweilt sie sich. Ihre Erker sind es müde, sich ewig anzustarren, und ihre Bäume müssen immer denselben Abstand wahren. Man könnte sich vorstellen, dass die Strasse zum Zeitvertreib gern mit einer der zahlreichen Strassen tauschte, von denen sie rechtwinklig gekreuzt wird. Aber diese Strassen unterscheiden sich nicht im geringsten von ihr. So bleibt sie lieber, wo sie ist, schnurgerade Strasse, wie es deren Tausende gibt.“ Ausnahme/Wunder des Tänzers, dessen Tempo und Rhythmus nicht zu der Strasse passt, „unnatürlich“ und so „unheimlich“ sind, er schwebt als wolle er nicht mehr den Boden berühren, er kriecht wie ein Wurm ohne

Flügel, seine Kurven „ähneln endlosen Schnörkeln, die an eine unsichtbare Unterschrift angefügt werden“, Stimme ist hell wie die eines Kindes, endlose, hohe, ferne, gedehnte Melodie von entlegener Süsse, seine Blicke richten sich auf das Asyl, das ihm in dieser Welt vorenthalten ist, Wir anderen erkennen es nicht(...), Mietshäuser reihen sich unbeteiligt aneinander, aussen steht nüchtern das Laub. „Vielleicht hat die Strasse den Tänzer ausgebrütet. Und was sie verschweigen muss, verdichtet sich zu dieser Figur.“

174-175 (Die endlose Strasse): „Schlimm und beinahe widernatürlich ist (an der Rue de Vaugirard), dass er (der tüchtige Fussgänger) sie überhaupt nicht durchmessen kann. Niemand kann es. Ich habe es selbst versucht.“ Metzgerei als Hindernis, Im Sportgeschäft fesseln Photographien, merkwürdiger Geruch aus Fischküche, unausschöpflicher Antiquitätenladen, Läden „dehnen und weiten (sich wie durch Zauberei vor meinen Augen), bis sie zu Welten werden. Die Welten wechseln bald kaleidoskopartig mit jedem Schritt eröffnet sich eine neue.“ Spiel mit Entfernung und Dimension. Verwandlung des Raums in andere Räume (aus Provinzstadt Dorfidyll, aus Dorfidyll Hafenviertel von Marseille, aus Hafenviertel Schlucht, etc.). Die Strasse ist endlos.

177-178 (Die Buchhandlung): Die Bücher leben im Freien. Die Blicke der Sonntagsbesucher aus den Vororten „wandern ungeübt wie die Flinten der Sonntagsjäger. Die Stadt selbst treffen sie nicht. Sonntags vor Dunkelheit ist sie unheimlich wie eine sagenhafte Bestie, die unversehens im Leben auftaucht. Ganze Strassenzüge (...) treten nun aus dem Nichts hervor und brüten stumm. Ein grüner Schein fliegt über die Fronten, und durch die Mauern schwitzen die Wünsche, Träume und bösen Gedanken, die in den verlassenen Häusern zurückgeblieben sind. Sie warten nur darauf, in Horden über die Menschen herzufallen; die guten Gedanken verkörpern sich nicht im Raum.“, Strasse als Gefahrzone, Bücher bieten sich so offen und unbefangen an, als seien sie wie Birnen oder Südfrüchte auf der Strasse daheim. Besucher benehmen sich den Büchern gegenüber scheuer als sonst, wollen nicht zudringlich sein.

183-186 (Der Zeitungsverkäufer): Gleichnis für die Anonymität des Nebeneinanders in der Stadt: Zeitungsverkäufer auf dem Potsdamerplatz erkennt SK und bietet ihm Freikarten für den Lunapark an, Passanten auf dem Geschäftsweg haben keine Zeit auf ihre Gesichter zu achten, alle Tage ein neuer Menschenstrom, wo der Zeitungsverkäufer steht/stand, prallen zwei Welten aufeinander, abgeschiedener alter Westen trifft auf unerbittliches Tosen, „Vergangenheit und Gegenwart schneiden sich rechtwinklig, statt sanft ineinengewachsen zu sein.“, Kaum wurde ich mir dabei bewusst, dass die Hand (die ihm täglich die Zeitung reichte) lebte und zu einem Menschen gehörte.“

196-198 (Mietshaus im Berliner Westen): Haus, das nicht den geringsten Wert darauf legt, aus der Masse der übrigen hervorzustechen, verantwortungsbewusst kommt das Haus seinen grossstädtischen Pflichten nach, ein Erkerdach sucht die Nüchternheit zu unterbrechen, Dieses Haus, das scheinbar so fest im Boden wurzelt, ist aber nicht ganz geheuer. „wider die Naturgesetze“, Die Ereignisse nehmen sich Zeit und betragen sich überhaupt so behutsam, dass man sie zunächst für Zufälle hält. Nach und nach erst entdeckt man (...) dass sie sich mit einer methodischen Zähigkeit aneinanderreihen, wie sie sonst nur der Wahnsinn kennt. Fremde Leute überschreiten zu jeder Tages- und Nachtzeit mit mir gemeinsam die Schwelle. Rätselhafter

Zuspruch, dem sich das Haus erfreut. Unheimlicher noch: dass stets neue Gesichter auftauchen, (...) die sich vorher nicht zeigen. Es ist als ahnten sie im Dunkeln mein Kommen und ballten sich in der menschenleeren Strasse plötzlich zusammen. (...) Manchmal treiben sie ihren Schabernack mit mir. (...) Unablässig gleitet der Lift durch meinen Schlaf, und erwache ich nachts einmal, so rauscht er im Schacht, und über die Treppenpodeste stolpert ein fernes Geflüster. (...) Vielleicht verlängert sich das Haus nach einer mir unbekanntem Richtung oder besitzt geheime Aufbauten (...) **Ja, das Haus selber ersehnt zaghaft seine Verkleinerung.**“ Haus als Hafencquartier, als Strasse.

## Guy-Ernest Debord (und Ivan Chtchegloff)

Zukunftsbilder, Prophezeiung, Utopie

Wissenschaftsnarrativ, angestrebte (ironisierte?) Objektivität

**Kritik der Verhältnisse/Revolutionsbegründung**

Vegleich des Dérive mit Wasserphänomenen und Spiel(?)

Stadt- und Raumverständnis (Dilemma? > wenn Marx' Zitat zutrifft, dann kann die von ihnen angestrebte Objektivität in der Erforschung jener Stimmungen und jener unsichtbaren Strömungen nicht erfüllt werden, weil ihre Wahrnehmung individuell sein muss. Es sei man betrachtet die Wahrnehmung aller Menschen als gleichgeschaltet/synchron.)

---

### Einführung in eine Kritik der städtischen Geographie (Debord 1955)

17: Die fragmentarische Suche nach einer neuen Lebensweise als Programm, bewirkt oder fundiert durch die Beobachtungen von Vorgängen u.a. Auf den Strassen, Beobachtungen können unter dem Begriff Psychogeographie subsumiert werden, „die Erforschung der genauen Gesetze und exakten Wirkungen des geographischen Milieus(...), das (...) direkt auf das emotionale Verhalten des Individuums einwirkt.“ Zukunftprojektionen. „Man darf wohl annehmen, dass ein zukünftiger Urbanismus sich um– sehr wohl nützliche – Konstruktionen bemühen wird.“ **Autobesitz als Vorrecht der Privilegierten, als Teil der Vorstellung vom Glück, das die Bourgeoisie hat und durch Propaganda aufrecht erhält**

18: Programm/Ansage/„Erfindung“(?): diese Vorstellung von Glück gilt es systematisch zu provozieren, mit dem Ziel „aus dem Leben ein globales, leidenschaftlich aufregendes Spiel zu machen“, ernsthafte Verführungen, Atmosphäre des Unbehagens kreieren, Realisierung ausgewählter emotionaler Situationen, massenhaft Begierden auf den Markt werfen und diese den Grundbegierden entgegensetzen, zu diesem Zweck (?) wollen sie das Unsichtbare respektive dessen Ursachen untersuchen: **„Der plötzliche Stimmungswechsel auf einer Strasse in einer Entfernung von nur wenigen Metern; die offensichtliche Aufteilung einer Stadt in einzelne, scharf unterscheidbare psychische Klimazonen; die Richtung des stärksten Gefälles, dem alle Spaziergänger ohne bestimmtes Ziel folgen müssen; der anziehende oder abstossende Charakter bestimmter Orte“.** Stimmungen als chemisch reine Körper : unendliche Zahl von Gemischen möglich

19: **Tourismus als populäre Droge (wie Sport oder Kaufkredit).** Annahme, dass eines Tages „alle imstande sein werden“ zu einer „umfassenden Konstruktion der

Architektur und des Urbanismus“, Lebensbedingungen als den Massen auferlegt > erfordert Veränderung.

20: Was dazu drängt irreal zu bleiben, ist Geschwätz. Leben als entmutigend und voller Ablenkungen, die zur Kapitulation vor dem Kampf um Veränderung der Verhältnisse führen, „Millionen von Schwachsinnigen“ als „feindliches Lager“, in dem man objektiv dazu verurteilt ist, schwachsinnig zu sein. Duldsamkeit als erster moralischer Mangel.

### Formular für einen neuen Urbanismus (Gilles Ivain/Ivan Chtchegloff 1953/1958)

52: Stadt als Ort der Langeweile, „einen Sonnentempel gibt es nicht mehr“, „nur wer sich müde läuft, kann noch Geheimnisse auf den Strassenschildern entdecken“ = der letzte Stand des Humors/der Poesie, „Allen Städten haftet etwas Geologisches an, und bei jedem Schritt begegnet man Gespenstern, bewaffnet mit dem ganzen Zauber ihrer Legenden.“ Stadt als geschlossene Landschaft, deren Markierungen zur Vergangenheit hinziehen, gewisse bewegliche Winkel und flüchtige Perspektiven erlauben originelle Vorstellungen des Raumes jedoch nur fragmentarisch, „durch alte Schlüsselbilder heimgesuchter Geist ist weit hinter den perfektionierten Maschinen zurückgeblieben“, Das rein Plastische als in die Architektur eingedrungen – ohne Anekdote, aber auch ohne Leben, das Land der versprochenen Synthesen entfernt sich (?), „Jeder schwankt zwischen der im Emotionalen lebendigen Vergangenheit und der heute schon toten Zukunft.“

54: mechanische Zivilisation, kalte Architektur, gelangweilte Freizeit, Dunkelheit weicht vor Beleuchtung, Jahreszeiten vor Klimaanlage, Nacht und Sommer büssen Reize ein, Morgengrauen verschwindet, Mensch der Stadt träumt nicht mehr, „der Ausgangspunkt des Traumes liegt in der Wirklichkeit und in ihr verwirklicht er sich.“ Technik beseitigt Unannehmlichkeiten im Kontakt zwischen Individuum und kosmischer Wirklichkeit, Architektur als das einfachste Mittel Zeit und Raum ineinanderzufügen, Wirklichkeit zu modulieren, träumen zu lassen, = Einfluss nehmende Modulation die sich der Kurve des menschlichen Verlangens einprägt, als Mittel zur Erkenntnis und zur Handlung, „der architektonische Komplex wird veränderbar sein“, nächste Zivilisation wird experimentell/vergnügter/geschmeidiger, Banalisierung als Geisteskrankheit der Welt, Produktion und Komfort als hypnotisch, „Zwischen der Liebe und dem automatischen Müllschlucker hat die Jugend aller Länder gewählt: sie zieht den Müllschlucker vor.“, neue Begierden, Situationen gründen als Basisbegierde der nächsten Zivilisation, Bedürfnis nach dem Spiel mit Architektur, Zeit und Raum,

55: neue Vision von Zeit und Raum, „Eine rationale Erweiterung der alten religiösen Systeme der alten Märchen und besonders der Psychoanalyse auf die Architektur wird mit jedem Tag dringender, in dem Masse, wie die Gründe für die Leidenschaft mehr und mehr verschwinden.“ Jeder wird seine persönliche „Kathedrale“ bewohnen. Es wird Räume geben, die einen besser träumen lassen als Drogen und Häuser, in denen man nur lieben kann. „poetische Ausstrahlung von Gebäuden“, Die Viertel dieser (Zukunfts-)Stadt entsprechen kategorisierten Gefühlen. > funktionale Aufteilung einer Utopiestadt in zweckmässige Viertel (tragisch, finster, historisch, nützlich).

56: Die Hauptbeschäftigung der Bewohner der (Utopie-)Stadt wird das ständige Umherschweifen sein. „Die erste Experimentalstadt würde problemlos von einem geduldeten und kontrollierten Tourismus leben können. Die nächsten Aktivitäten und

Produktionen der Avantgarde würden sich spontan dort konzentrieren. Nach einigen Jahren wäre sie zur intellektuellen Hauptstadt der Welt geworden(...)"

### Theorie des Umherschweifens (Debord 1958)

64: US ist eine Technik des eiligen Durchquerens abwechslungsreicher Umgebungen, Annahme: es gibt psychogeographische Wirkungen, Annahme: Städte haben ein psychogeographisches Bodenprofil mit beständigen Strömungen, festen Punkten und Strudeln, Das US umfasst sowohl das Sich-Treibenlassen, wie auch die Beherrschung der psychogeographischen Variationen durch die Kenntnis und Berechnung ihrer Möglichkeiten (verwissenschaftlichte, mathematische Sprache). Dérive sowohl als Spiel wie auch als Forschung. Analogie zur und Zuhilfenahme der Ökologie, US bewegt sich auf „objektivem, leidenschaftlichen Gebiet“

65: Fortschritt wäre die Störung eines der Felder, auf denen sich der Zufall einspielt/konservativ wirkt, Grossstädte als Zentren der Möglichkeiten und Bedeutungen, „Die Menschen können nichts um sich herum sehen, was nicht ihr Gesicht ist, alles spricht zu ihnen von ihnen selbst. Selbst ihre Landschaft ist beseelt.“ Marx-Zitat und Stadtverständnis von Debord.

66: neue Kartographie

67: Annahme: moderne Stadt ist psychogeographisch gegliedert und darin objektiv mess-/dokumentierbar, es gibt psychogeographische Drehscheiben, psychogeographische Kartographie ist in Zustand der ersten Seekarten, Annahme: Es gibt trennende Grenzgebiete in den Städten. Ziel: diese Gebiete via Dérive zu verkleinern und evtl. abzuschaffen... (zur Veränderung von Architektur und Urbanismus)

## Lucius Burckhardt

Wahrnehmungsprozess als Bestätigung vorangehender Darstellungen

Gefahr-/Verlustnarrativ mit Bezug zur Metropole

Spaziergangswissenschaft: Auffassungen und Ziele (Sichtbarmachung und Kritik)

Planungs- und Gestaltungssprache, Programm

---

### Spaziergangswissenschaft (1995)

257: Spaziergang als Wahrnehmung basierend auf „einem kulturellen Paket“ früherer Darstellungen, das eine Anleitung zur Selektion/Filtrierung ist. Das führt zu einer Art pflichtgemäßem Sehen von z.T. Unsichtbaren Dingen.

258: all das, was im Kopfe schon bereit liegt, Genuss liegt in der Wiedererkennung gestützt durch die Ausfiltrierung von Störung, sind die Störungen zu gross wird das Gesehene als zerstört betrachtet = Mechanismen der Wahrnehmung. Wahrnehmung ist nicht eingleisig. Zw. Spaziergänger und Betrachtungsfeld ist ein (wissenschaftliches und literarisches) Steuersystem.

259: Wahrnehmung als gesteuert/determiniert, Subsumtion als Wahrnehmungstechnik, die zu Zirkelschlüssen führt. Frage der Spaziergangswissenschaft: wie werden neue Beurteilungen von Altbekanntem möglich?

260: Spaziergang als Perlenkette (Strecke und Orte)

- 261: Landschaftswahrnehmung als Integrationsleistung
- 262: Landschaft: aus heterogenen Orten wird eine Einheitlichkeit herausgefiltert, die Gesehene kommunizierbar macht, Umwelt aus zahlreichen Informationen wird zu einem Bilde gestaltet, > vielgestaltiges Phänomen wird fassbar gemacht.
- 263: Tragfähigkeit der Sprache in der Landschaftsbeschreibung
- 264: Kritik an naturwissenschaftlicher Auffassung von Organismen, Umwelten, Landschaften als scheinbare Einheiten und Systeme > „Verwechslung des Systems als Metapher mit einem wirklichen System“
- 265: Landschaft als Riesenspielzeug (nicht in Burckhardts eigener Auffassung sondern in seiner Kritik an Stand der Landschaftsarchitektur/ingenieurie), Wissenschaft als Reduktion der Wirklichkeit, wissenschaftliche Operation „auf Ebene dieser reduzierten Metapher“, aufmerksamer Spaziergänger als Zeuge von daraus folgenden Fehleingriffen, Spaziergangswissenschaft als Instrument der Sichtbarmachung von verborgenen Teilen der Umwelt und als Instrument der Kritik der konventionellen Wahrnehmung.
- 266: jede Reise ist in unterschiedlichem Masse sowohl ziel- wie auch wegorientiert. Je nach Verkehrsmittel.
- 267: Landschaftswahrnehmung als Suche nach dem Typischen,
- 271: Beispiel der Fünfgletscherfahrt, das veranschaulichen soll: der Tourist ist auf der Suche nach dem idealen Bild des Gletschers, nach der Gletscherhaftigkeit des Gletschers.
- 272: Landschaft als Erfindung der Städter
- 273: Zur Verwandlung der Erscheinungen in ein ästhetisches Bild bedarf es also der Überschreitung einer Grenze, ökonom. Voraussetzung der spaziergangsmässigen Wahrnehmung ist die Interesselosigkeit, Stellen, wo ästhetische Wahrnehmung ein- oder umgeschaltet wird > Krise der spaziergangsorientierten Landschaftswahrnehmung (?)
- 274: Spaziergänger nicht mehr der interesselose Betrachter, Kontinuum der Metropole hat Stadtrand verwischt
- 275: Landschaft nicht das Gleiche wie Natur
- 276: Sehnsucht nach Natürlichem will durch Sichtbares befriedigt werden > Suche danach in der Extremlandschaft
- 277: Die Unberührtheit muss nicht faktisch sein, sondern sich in einem Zeichensystem darbieten.
- 278: das geplagte Gewissen des Städters, Wunsch nach sichtbarer Ökologie (einfach, lesbar, sofort). Ökologie aber eigentlich unsichtbar. Inszenierte Fahrt nach Tahiti als „künstlerischer Hinweis auf die Paradoxien der Unberührtheit, Natürlichkeit und Ökologie“
- 279: die Paradoxie der unberührten Gegend
- 280: Spaziergang als Kunstwerk
- 281: Garten lebt vom Gegensatz zwischen Stein und Grün > seine Wirkungsweise hing zusammen mit dem Anmarsch > heute anders, weil der Übergang von Stadt zu Park fehlt
- 282: U-Bahn-anreisende Gartenbesucher erleben keinen Übergang von Stadt zu Garten, weil Metro als „Nicht-Aufenthalt“ > neue Anforderungen an den Park durch Wegfall des „Erlebnis des Übergangs“ > Spannung entsteht nicht durch Anmarsch/Übergang sondern muss vom Garten „selber vollzogen werden“, „der Park

(muss) als seine ästhetische Rechtfertigung und sein Erlebnis eine Spannung im Innern selbst erzeugen“.

283: Durch Wegfallen des Anmarsches werden Stadtparks/gärten unsichtbar.

286: Annahme, dass Bedeutungsspannung (eines Gartens) gestalterisch hergestellt werden muss, Kunstwerke im Stadtbild „völlig aus der Beachtung des Publikums herausgefallen“

287: Verbindung zu gesellschaftlicher Veränderung weg von pyramidalem Aufbau einer kulturellen Hierarchie mit Elite an der Spitze (gefolgt von Bürgertum und dann Masse) hin zu kulturellen Eliten, die selber Minoritäten/Subkulturen sind

288: > Wegfallen von klaren Codes, Stadt ist nicht mehr codiert, oder sie ist übercodiert, jedenfalls weg von einer Lesbarkeit, „nostalgischer Traum vom Konsens über das Kunstwerk im öffentlichen Raum“, „in Harmonie mit der Umgebung befindliche Kunstwerke werden aber am schnellsten den Weg des Vergessens durch Banalität gehen“ > stattdessen Spannung zwischen Platz und Kunstwerk

289: Annahme: eine früher gegebene Voraussetzung der Wahrnehmung ist durch die endlose Metropole (als Zustand) verschwunden.

290: Spaziergang zum Stadtrand als Kritik der Grün-Grosskonzepte

291: „das geforderte Erlebnis des in seinen Sequenzen spannungsreich angelegten Spaziergangs“, „Dosierung von Grün“, unsichtbar gewordenes Grün, Gegensätze „verhelfen“ dem Spaziergang zu Eindrücklichkeit, wir empfehlen das Grün durch Fehlplanung.

292: Annahme: ständig wechselnde Vegetation ist interessant und schön, „Ziel der Spaziergänge = den stereotypen Bildern der Stadtplaner und Grünplaner die wirklichen Bilder des Stadtbewohners entgegenzusetzen. Diese Bilder sind nur eindrücklich als Glieder von Sequenzen“. Grünplanung muss darum nicht Kontinuität suchen, sondern Unterbrechung.

293: Utopie einer spaziergangstheoretischen Planung für die Fussgängerführung in Basel, „Unser Unterricht, insofern er sich auf die Stadt bezieht, möchte sichtbar machen, was eigentlich allgemein zugänglich und sichtbar ist, aber offenbar vom Städter nicht mehr wahrgenommen wird. Die städtische Umwelt hat sich langsam aber kontinuierlich verschlechtert. Mit jeder Massnahme wird dem Stadtbewohner etwas weggenommen. Diese Wegnahme erfolgt aber immer im Jubelton des Geschenkes, nämlich der Schaffung grösserer Sicherheit.“

294: scheinweise Wegnahme trifft auf glückhaftes Versprechen von Sicherheit: lassen das Erlebnis der Verschlechterung verschwimmen, Zebrastreifen und Parkplätze als Wegnahmen, scheinbar banal aber zu einer „grossen Qualitätsminderung addierend“, spaziergangswissenschaftlicher Ansatz > action-teaching > „bringt wieder Farbe ins Problem“, Spaziergangsaktionen,

297: utopische Eingriffe wie jene Aktion zu den abgesperrten Höfen (Es besteht eine Idee davon wie es besser wäre und auf Basis dieser Idee wird interveniert)

298: Wettlauf um Helligkeit > Beleuchtung verliert Wirkung,

299: nicht Geschichte sondern Geschichten, nicht Orte sondern Gänge, „bedeutungsvolle Orte sind Geschichten“

300: auch eine zerstörte und „einigermassen geschichtslos wiederaufgebaute“ Stadt (Kassel) ist voller Geschichte in Form von Geschichten, „auf erzählende Weise die Vergangenheit aufleben lassen“, jeder Fall ist ein besonderer

## Es geht um das Sehen und Erkennen (1993)

322: **Verfremdungseffekt durch Spaziergangsaktionen: „eine Sicht mit fremden Augen auf das sonst so Selbstverständliche und Vertraute“**

323: **„Wissenschaftsspaziergang“, Sehen und Erkennen, Annahme: wir nehmen das Alltägliche nicht mehr wahr, Lebensqualität wurde dem Stadtbewohner scheinbar teilweise weggeschnitten, ständige Enteignungen,**

324: **Spaziergangsaktion als erkenntnisbringend im Hinblick auf das, „was wir verloren haben“, Spaziergänge sollen eindrücklich/Erlebnis sein,**

325: **Wissenschaftsspaziergang als experimentelle Form, als Symbole, Spaziergangswissenschaft als kritischer Ansatz (etwa im Hinblick auf Landschaftsschutz)** „Wenn alles typisch wird, ist die Vielfalt und Originalität der Landschaften verschwunden“, Gefahr der Typisierung

326: **„erstmalige Bedingungen unserer Generation bzgl. Wahrnehmung“, Auflösung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land > Verlust an Wahrnehmung, Wissenschaftsspaziergänge zur Rekonstruktion dieses Gegensatzes, „Wir müssen heute in der Planung neue Spannungen suchen und (...) Spannungen bewusst herstellen.“**

## Michel de Certeau

**Stadt von oben, Panoptikon, Planung/Wissenschaft, Kontrolle und Macht  
Mythos, Legende, Verborgenes, Unsichtbares, Traum**

**Stadt von oben, Körper, Alltag, Gewimmel, Labyrinth, Räume der Fussgänger  
Gehen als Äusserung, als Sprache, als Rhetorik**

---

## Gehen in der Stadt (1988)

179: **Stadt als Meer (Wellenkämme, die wogen), gigantische Masse wird unter den Augen unbeweglich, verwandelt sich in ein Textgewebe, brutale Gegensätze, Gebäude wie Mülleimer und wie Irrruptionen, Rom und New York als Charaktere, die lernen oder nicht (Kunst des Alterns, spielerischer Umgang mit Vergangenheit), Seine (New Yorks) Gegenwart wird von Stunde zu Stunde erfunden, indem das Vorhandene verworfen und das Zukünftige herausgefordert wird. Stadt als lesbares Universum, das Lust hervorruft, Stadt als Bühne aus Beton, Stahl und Glas.**

180: **Gebäude als grösste Schriftzeichen der Welt, gigantische Rhetorik des Exzesses an Verschwendung und Produktion, „Mit welcher Erotik des Wissens kann die Ekstase, einen solchen Kosmos zu entziffern, verglichen werden?, Stadt als masslosester aller menschlichen Texte, Schau von oben „entreisst den Körper dem mächtigen Zugriff der Stadt“, „Körper ist nicht mehr von Strassen umschlungen, die ihn drehen und wenden, er ist nicht mehr Spieler oder Spielball“, „Wer dort hinaufsteigt, verlässt die Masse, die jede Identität von Produzenten und Zuschauern mit sich fortreisst und verwischt.“, Vergleich mit Ikarus und Voyeur, die Sicht von oben „verwandelt die Welt, die einen behexte und von der man besessen war, in einen Text“, sie erlaubt Lesbarkeit, Sonnenaugen oder Blick eines Gottes, „Ausschliesslich dieser Blickpunkt zu sein, das ist die Fiktion des Wissens.“ Raum der Massen ist finster, Fussgänger ist für einen Moment zum Seher geworden (auf dem World Trade Center), ein Plakat wie eine Sphinx gibt einem ein Rätsel auf.**

181: „Der Wille, die Stadt zu sehen, ist den Möglichkeiten seiner Erfüllung vorausgeeilt.“, technische Prozeduren haben eine alles sehende Macht organisiert, die Fiktion, die Leser schafft, indem sie die Komplexität der Stadt lesbar macht und ihre undurchsichtige Mobilität zu einem transparenten Text gerinnen lässt, gewaltiges Textgewebe als Vorstellung/optisches Artefakt, Panorama-Stadt als Trugbild, „das nur durch ein Vergessen und Verkennen der praktischen Vorgänge zustandekommt. Der Voyeur-Gott, der diese Fiktion schafft, (...) muss sich aus undurchschaubaren Verflechtungen alltäglichen Tuns heraushalten und ihm fremd werden.“ Benutzer der Stadt leben jenseits der Schwellen, wo die Sichtbarkeit aufhört.

182: Fussgänger als Elementarform dieser Erfahrung des „unten“, Körper, die dem mehr oder weniger deutlichen Schriftbild eines städtischen „Textes“ folgen, den sie schreiben, ohne ihn lesen zu können. Spiel mit unsichtbaren Räumen, in denen sie sich blind auskennen (wie die Körper von Liebenden sich verstehen), Wege sind unbewusste Dichtungen, jeder Körper ist von vielen anderen Körpern gezeichnet, > entziehen sich der Lesbarkeit, Blindheit der organisierenden Praktiken, Netze von voranschreitenden und überkreuzenden Schriften, bilden ohne Autor und Zuschauer eine vielfältige Geschichte, diese Geschichte bleibt alltäglich, unbestimmt und anders, „Es gibt eine Fremdheit des Alltäglichen, die der imaginären Zusammenschau des Auges entgeht und die keine Oberfläche hat“, Praktiken, die dem geometrischen/geographischen Raum der panoptischen oder theoretischen, visuellen Konstruktionen fremd sind, > Raumumgang, der auf spezifische Handlung, andere Räumlichkeit (anthropologische, poetische, mythische Erfahrung des Raums) und undurchschaubare und blinde Beweglichkeit der bewohnten Stadt verweist. Eine metaphorische oder herumwandernde Stadt dringt somit in den klaren Text der geplanten und leicht lesbaren Stadt ein.

## 1. Vom Konzept der Stadt zu urbanen Praktiken

183: WTC als monumentalstes Beispiel für westlichen Urbanismus, optisches Wissen als Atopie/Utopie, Symbiose von Tatsache Stadt und Konzept Stadt (zumindest in idealer Stadtplanung), utopischer und urbanistischer Diskurs schafft Stadt

184: diese charakterisiert sich durch sauberen Raum, Zeitlosigkeit, anonymes/universelles Subjekt der Stadt. Undurchsichtigkeit der Geschichte, Ort wird durch spekulative und klassifizierende Verfahren organisiert, Verwaltung verbindet sich mit Ausgrenzung, Ausschuss wird von funktionalistischer Verwaltung zurückgewiesen, Ordnungsnetze, die geknüpft werden,

185: Fortschritt produziert Wirkungen, die seiner Absicht zuwiderlaufen. Rationalisierung führt zu Mythisierung der Stadt. Raum wird zum Ungedachten, zum blinden Fleck, > Konzept-Stadt als Subjekt, als treibende Kraft und Held der Moderne, das städtische Leben besinnt sich auf das, was die urbanistische Planung ausgegrenzt hat, Stadt als beherrschendes Thema politischer Legendenbildung, aber kein Bereich programmierter/kontrollierter Verfahren mehr. Unter der Ideologie „wuchern Finten und Bündnisse von Mächten ohne erkennbare Identität, ohne greifbare Konturen und ohne rationale Transparenz“.

186: Konzept-Stadt verfällt. Krankheit der Ratio die sie geschaffen hat, Diskurs erhält sein Privileg aufrecht indem er seinen Inhalt ins Gegenteil verkehrt und von Katastrophe spricht, stattdessen Vorschlag: Untersuchung der einzigartigen, vielfältigen, mikrobenhaften Praktiken, die den Untergang des urbanistischen Systems

überleben, wuchernde Gesetzwidrigkeit ist in die Netze der Überwachung eingesickert „indem sie sich durch nicht lesbare, aber stabile Taktiken derartig miteinander verbunden haben, dass sie zu alltäglichem Ablauf und unauffälliger Kreativität geworden sind“. (> Gegenstück zu Foucaults Analyse der Machtstrukturen)

187: Spiel mit der Disziplin im Umgang mit dem Raum, Widerspruch zw. kollektiver Verwaltung und individueller Wiederaneignung, Annahme: Umgangsweisen mit dem Raum determinieren das gesellschaftliche Leben. Die Vorgehensweisen, die der Disziplin entkommen, sind vielgestaltig, resistent, listig und hartnäckig. Führen zu Theorie der Alltagspraktiken, des Erfahrungsraumes und der unheimlichen Vertrautheit mit der Stadt.

## 2. Das Sprechen der verhallenden Schritte

188: „Die Geschichte beginnt zu ebener Erde mit den Schritten.“ sie sind taktile Wahrnehmung und kinesische Aneignung, ihr Spiel gestaltet Räume, sie weben die Grundstruktur von Orten, Motorik des Fußgängers erzeugt reales System, das Stadtkern ausmacht, aber keinen Materialisierungspunkt hat, sie schaffen erst Raum, sie sind unfassbar wie mit dem Finger auf die Hand gezeichnete Umrisse chinesischer Buchstaben, trägt man die Schritte auf Plänen ein, verweisen die Linien auf die Abwesenheit dessen, was war und damit geht das, was war, verloren: das Vorübergehen. Der Vorgang wird zur zusammenfassenden Linie und damit zum Überrest.

189: Die Projektion macht den Vorgang unsichtbar, der sie ermöglicht hat. Spur ersetzt Praxis. In-der-Welt-sein gerät in Vergessenheit. Der Akt des Gehens ist für das urbane System das, was die Äusserung für die Sprache ist. Das Gehen ist ein Raum der Äusserung.

190: Der Gehende aktualisiert bestimmte Möglichkeiten und verhilft ihnen so zur Existenz/Erscheinung. Ausserdem verändert er sie und erfindet neue Möglichkeiten.

191: er trifft eine Auswahl „unter den Signifikanten der räumlichen Sprache“ > schafft Diskontinuität. Rhetorik des Gehens. Gehender erzeugt ein hier und ein da. Das Gehen macht aus der Umgebung etwas Organisch-Bewegliches.

192: Das Gehen bejaht, verdächtigt, riskiert, überschreitet, respektiert, etc. Die Wege die es „ausspricht“. Diese Aussagevorgänge sind von unbestimmter Vielfalt und nicht auf graphische Linien reproduzierbar.

193: Gehverhalten/Rhetorik des Gehens (in Stil und Gebrauch) schafft Mehrdeutigkeit

194: das Eigentliche ist eine Fiktion, Gehverhalten spielt mit der Raumaufteilung so panoptisch sie auch sein mag, es ist ihr weder fremd noch konform, es erzeugt sich aus Zweifeltigkeit und Zweideutigkeit. (Lange Analogie zu Sprachphänomenen)

196: Weg-Figuren als Mythen, Bäume von Gebärden marschieren/demonstrieren als Wälder durch die Strassen. Ihre Wanderung wird von Massen erzeugt, „die die Stadt an bestimmten Punkten verschwinden und an anderen Stellen wieder wuchern (197) lassen, sie verzerren, zerlegen und von ihrer dennoch unbeweglichen Ordnung abbringen.“

## 3. Was einen „in Bewegung versetzt“: Mythisches

197: Ähnlichkeit von Diskurs und Traum schliesst Praxis des Gehens ein, in allen drei Bereichen ist die Äusserung vorherrschend, ihr diskursiver Ablauf organisiert sich als ein Verhältnis zwischen dem Ort, von dem er ausgeht und dem Nicht-Ort den er

erzeugt. „was beim Umgang mit dem Raum untrennbar vom geträumten Ort ist. Gehen bedeutet, den Ort zu verfehlen. Es ist der unendliche Prozess abwesend zu sein (...)" das Herumirren verstärkt und vervielfacht die Stadt

198: „aber die Stadt ist nur ein Name, Und die Identität, die dieser Ort verschafft, ist umso symbolischer, als es, trotz der Ungleichheit der Positionen und Einkünfte der Einwohner, nur ein einziges Gewimmel von Passanten gibt“

199: In grell von fremder Vernunft erleuchteten Räumen enthalten Eigennamen Reserven an verborgenen und vertrauten Signifikationen, sie machen Sinn, geben Anstoss, schaffen Nicht-Orte an Orten, die Wörter/Eigennamen verlieren nach und nach wie abgenutzte Geldstücke ihren eingravierten Wert, aber ihre Signifikationsfähigkeit überlebt ihre erste Bestimmung, sie bieten vielerlei Bedeutungen an, (...)sie lösen sich von den Stellen, die sie definieren sollten, und dienen als imaginäre Treffpunkte für Reisen, deren Verlauf sie, in Metaphern verwandelt, aus Gründen bestimmen, die ihrer ursprünglichen Bedeutung fremd, den Passanten aber teilweise bewusst sind. (199-200)

201: die Legende (das Glaubhafte), die Erinnerung (das Denkwürdige) und der Traum (das Ursprüngliche), Phantome, die – verborgen in Gebärden oder gehenden Körpern – noch immer unterwegs sind. > erodieren das funktionalistische Gesetz eines Orts, der Diskurs, der etwas glauben macht, hält niemals das was er verspricht. Er macht Platz für die Leere, bringt Licht in die Sache, erlaubt ein Spiel

202: > er macht bewohnbar als „lokale Autorität“, die die Lücke ist in einem System, das die Orte mit einem Überfluss von Signifikationen einengt, diese Autorität unterminiert die Eindeutigkeit des Systems, ist Aberglaube, ein „zu sehr“, verfremdet. Solche Autoritäten sind: Eigennamen, Erzählungen, Legenden, die „heimsuchen“, sie werden zum Gegenstand einer Hexenjagd, „Aber ihre Ausrottung (wie die der Bäume, Wälder und verborgenen Winkel, in denen die Legenden hausen) macht aus der Stadt eine Symbolik des Leidens.“ Nur noch Höhle der Wohnung bleibt durchlässig für Legenden, durchsetzt von Schatten.

203: Legenden bieten die Möglichkeit „ein beredtes Schweigen einzulagern und wortlose Geschichten zu speichern, oder vielmehr durch ihr Vermögen überall Keller und Dachböden zu schaffen“ > darum bewahren sie bewohnbare Räume. Heute fehlen den Orten die Legenden (Ersatz: Reisen und Wandern), „Die körperliche Bewegung hat die Funktion des herumwandernden „Aberglaubens“. (...) Die Reise ist (wie das Gehen) ein Ersatz für die Legenden, die den Raum für das Andere öffneten. (...) Folglich kann man diese Signifikationspraktiken (sich Legenden erzählen) als Praktiken interpretieren, die Räume erfinden.(...) Die Erzählungen über Orte sind Basteleien, Improvisationen, die aus den Trümmern der Welt gebildet werden.“

204: Ordnung als Sieb, Artikulation durch Lücken, Möglichkeiten zum Übergang in andere Landschaften – wie Keller und Büsche.

205: „Die Zersplitterung der Erzählungen ist bereits ein Hinweis auf die Zersplitterung des Erinnerungswürdigen.“ „Das, was sich zeigt, bezeichnet, was nicht mehr ist(...)“ Orte, die von zahlreichen Atmosphären und Geistern überlagert sind, welche schweigend bereitstehen und heraufbeschworen werden können oder nicht

206: diese Orte sind „heimgesucht“ und das Gegenteil des Panopticons, es handelt sich um ein Wissen, das schweigt, Orte als fragmentarische Geschichten, der Lesbarkeit entzogene Vergangenheiten, Bilderrätsel, Symbolisierungen, „Das Erinnerungswürdige ist das, was von einem Ort erträumt werden kann.“

# Prüfungstexte